

Albrecht Schöne

Säkularisation als
sprachbildende Kraft

Vandenhoeck & Ruprecht

P A L A E S T R A

UNTERSUCHUNGEN AUS DER DEUTSCHEN UND
ENGLISCHEN PHILOLOGIE UND LITERATURGESCHICHTE

BEGRÜNDET VON ERICH SCHMIDT UND ALOIS BRANDL

Herausgegeben von

Wolfgang Kayser † / Hans Neumann

Ulrich Pretzel / Ernst Theodor Schrt

Band 226

Albrecht Schöne

Säkularisation

als sprachbildende Kraft



GÖTTINGEN · VANDENHOECK & RUPRECHT · 1968

SÄKULARISATION
ALS SPRACHBILDENDE KRAFT

Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne

VON
ALBRECHT SCHÖNE

Zweite, überarbeitete und ergänzte Auflage



GÖTTINGEN · VANDENHOECK & RUPRECHT · 1968

© Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1968. — Printed in Germany. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf foto- oder akustomechanischem Wege zu vervielfältigen. — Gesamtherstellung: Hubert & Co., Göttingen

7439

INHALT

I

EINFÜHRUNG 7

II

POSTFIGURALE GESTALTUNG 37

Andreas Gryphius

III

WIEDERHOLUNG DER EXEMPLARISCHEN
BEGEBENHEIT 92

Jakob Michael Reinhold Lenz

IV

DIDAKTISCHE VERWEISUNG 139

Jeremias Gotthelf

V

WELTLICHE KONTRAFAKTUR 181

Gottfried August Bürger

VI

ÜBERDAUERENDE TEMPORALSTRUKTUR 225

Gottfried Benn

VII

ZUR TYPOLOGIE
DER SAKULARISATIONSFORMEN 268

WELTLICHE KONTRAFAKTUR

Gottfried August Bürger

Ins Kirchenbuch von Molmerswende im Mansfeldischen schrieb der damalige Prediger des kleinen Dörfchens, daß ihm am letzten Tag des zu Ende gehenden Jahres, am 31. Dezember 1747, ein Kind geboren worden sei: Gottfried August Bürger. Und die Besonderheit dieser Geburtsstunde wohl hat später den Sohn versucht, der Wahrheit ein wenig Dichtung beizumischen. Denn er war ein Poet geworden — und hielt sich nicht für einen Spätling, sondern für einen Beginnenden. So erzählte er dem Arzt Ludwig Christoph Althof, er sei geboren worden in der ersten Stunde des Jahres 1748, „unter den Gesängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr vom Kirchthurme herab zu begrüßen pflegte.“¹ In viele seiner Lebensbeschreibungen hat diese kleine Geburtslegende sich eingeschlichen, und es scheint, als habe Bürger, ohne das zu wollen, mit ihr auf eine tiefere Wahrheit gedeutet als die der äußeren Genauigkeit: das erste, was das Kind von der Welt empfing, was ihm gleichsam in die Wiege gelegt wurde, sind Worte einer Dichtung gewesen: Verse aus den großen Neujahrsliedern der christlichen Kirche.

Die beiden Paten, die ihn zur Taufe trugen, waren Geistliche, wie sein Vater. In das Haus des einen, der die benachbarte Pansfelder Pfarre verwaltete und den Bürger mit seinem »Pfarrer von Taubenhain« gemeint haben soll, kam der Junge eine Zeitlang jeden Tag über die Asseburgschen Felder hinüber, um zusammen mit den dortigen Pastorskindern von einem Informator unterrichtet zu werden. Aber im übrigen wuchs er zwölf Jahre lang im väterlichen Pfarrhause heran, lernte nur wenig anderes als solche Lieder, wie seine Geburtslegende sie erwähnt, die Geschichten der Bibel und das Lesen und Schreiben, das er an ihnen übte. Denn mit dem Lateinischen haperte es sehr; seinen Vater, einen Liebhaber von Tobak und Bequemlichkeit, kam es hart an, einmal ein Viertelstündchen auf den Unterricht des Sohnes zu verwenden — zumal er ihn

¹ L. Chr. Althof: Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's; nebst einem Beitrag zur Charakteristik desselben, 1798. (Zit. nach d. Abdruck in Bürger's sämmtl. Werke, hrsg. A. W. Bohtz, 1835, S. 429 ff. Hier S. 430.) — Selbst Bürgers Grabstein nennt als Geburtstag den 1. Januar 1748.

für einen Dummkopf hielt, von dem ohnehin nicht viel zu erwarten wäre. Und die Mutter hatte selbst kaum gelernt, leserlich zu schreiben.

Der Zwölfjährige verließ das Vaterhaus, ging zum Großvater nach Aschersleben und besuchte dort die lateinische Schule lutherischer Konfession. Auch hier klingen die alten Kirchenlieder wieder auf; von Amts wegen hatten die Scholaren an den Leichenkondukten teilzunehmen, „wo- bei es außerordentlich viel zu singen gab.“² 1760 dann führt man Bürger als Schüler des Königlichen Pädagogiums zu Halle, das ein orthodoxes Luthertum mit pietistischem Einschlag vertritt. Neben dem Religions- unterricht und zahlreichen Andachtsübungen betreiben die Lehrer eine spezielle ‚cura animarum‘ auf den Schülerstuben; es wird von häufiger Kommunion berichtet, der rigorose Seelenprüfungen vorangehen; noch bei Tische liest man aus geistlichen Büchern vor, und des Schulinspektors scharfer Tadel ergeht selbst an die Präzeptoren, wenn sie versuchen, da- bei in eine Zeitung zu schielen³.

Nach drei Jahren holt der Großvater den Jungen aus Halle zurück. „Es ist ein alter eigensinniger Mann“, schreibt der Inspektor am 5. Sep- tember 1763 in seine Akten, „Der kleine Engel sitzt in Prima ein Halb- jahr und ist ohngefähr 15 Jahr alt. Er weinte und bät, ich möchte doch seine Stelle noch nicht vergeben; er wollte beim Großvater um Prolon- gation bitten. Aber der alte Mann hat’s abgeschlagen.“⁴

Im Jahr darauf bezieht der Sechzehnjährige die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Althof hat erklärt, daß diese Studienrichtung seiner eigenen Neigung ganz entgegen gewesen und durch den großväter- lichen Willen bestimmt worden sei. Bürger hätte lieber jedes andere Fach gewählt, aber der alte Mann, von dem er — zumal nach dem bald darauf erfolgten Tode seines Vaters — gänzlich abhing, habe durchaus einen Geistlichen aus ihm machen wollen⁵. Inwieweit das auch im Willen des Vaters lag, der selbst ja auch in Halle sein Theologiestudium absolviert hatte, bleibt ungewiß. Er war nicht mehr am Leben, als der junge Theo-

² H. Pröhle: G. A. Bürger, Sein Leben u. s. Dichtungen, 1856, S. 28.

³ Vgl. A. Daniel: Bürger auf der Schule (Progr. d. kgl. Pädagogiums zu Halle, 1845). Wiederabdruck in Zerstreute Blätter, 1886, S. 47 ff. — Althof berichtet (a. a. O. S. 432), daß einer der Lehrer mit seinen Schülern Übungen im Versmachen veranstaltet habe, indem er ihnen „Anfangs Verse aus den besten Deutschen Dichtern in versetzter Ord- nung der Wörter aufgegeben, um sie wieder in die metrische Ordnung zu bringen“, und daß sich bei Bürger „schon damals die entschiedene Anlage zur Dichtkunst“ und „die besondere Vorliebe für die Volks-Poesie deutlich verrathen haben.“ Auch hier ist frei- lich zu vermuten, daß die Neigung des alternden Bürger und seines Biographen zur Legendenbildung über die Tatsachen hinweggeht. Denn Daniel (a. a. O. S. 68), der aus den Schulakten die genauen Lektionspläne und Schülerlisten zusammensuchte, hat fest- gestellt, daß Bürger bei dem betreffenden Präzeptor niemals oratorischen oder deut- schen Unterricht gehabt hat, in dem allein Raum für solche Versübungen gewesen sein könnte.

⁴ A. Daniel, S. 72.

⁵ A. a. O. S. 432.

loge schon nach wenigen Semestern, vom Großvater nach Aschersleben zurückgerufen, Halle wieder verließ und die Gottesgelehrsamkeit aufgab. 1768 ging Bürger aufs neue zur Universität, diesmal nach Göttingen — zum Studium der Jurisprudenz⁶.

Von dieser Zeit an zeigen seine Briefe eine zunehmende Entfernung von der strengen lutherischen Orthodoxie, die die ersten zwanzig Jahre seines Lebens bestimmt hatte. Ein zuverlässigeres Zeugnis als die sehr unterschiedlich gefärbten Gelegenheitsäußerungen über sein Verhältnis zum Christentum gibt dafür die Art des Umgangs mit dem angestammten religiösen Sprachgut. Bibelworte, Verse des Kirchenliedes und liturgische Formeln vor allem werden völlig unbedenklich aus dem geheiligten Kodex gelöst und ohne die mindeste Rücksicht auf ihren ehrwürdigen Ursprung gänzlich außerreligiösen, ja vorzugsweise spielerischen und scherzhaften Zwecken dienstbar gemacht. Sie sind gerade gut genug,

⁶ Die Bürger-Biographen pflegen die Hallenser Studentenzzeit in düsteren Farben zu malen. Da ist der Umgang mit Chr. A. Klotz, dem Professor der Beredsamkeit, in dessen Hause ein junger Theologe sich eigentlich nicht hätte bewegen sollen; da wird berichtet von einem sittenlosen Bummelleben und dem Mißfallen an der Theologie, mit der sich Bürgers „sinnliches Temperament“ nicht vertragen habe. In Wahrheit weiß man über das alles kaum Genaueres. Sicher ist nur, daß Bürger verbotenerweise an der Gründung einer niedersächsischen Landsmannschaft beteiligt war, auf eine Denunziation hin mit seinen Freunden beim Gründungsschmaus vom Pedellen erwischt und zu einer Woche Karzer verurteilt wurde. Wahrscheinlich hat dieser Vorfall für den „alten eigensinnigen Mann“ in Aschersleben schon ausgereicht, um seinen Enkel zurückzu-beordern. Zwar heißt es im Verhörprotokoll „zur Person“, der stud. theol. Bürger „höret Collegia bei Herrn Prof. Hansen und studirt jura“, aber einiges muß er in Halle doch wohl auch für sein Theologiestudium getan haben, denn der theologische Dekan des Jahres 1767/68 vermerkt immerhin, daß er ihm ein Abgangszeugnis ausgestellt habe. (Vgl. H. Pröhle, S. 43f.) In Aschersleben konnte Bürger den Großvater umstimmen; zu Ostern 1768 ging er nach Göttingen. Er nahm Quartier in dem übel beleumdeten Haus einer Madame Sachse, der Schwiegermutter des Professors Klotz in Halle; ein Brief, den er 1770 an den Göttinger Prorektor schreibt, berichtet von einer Prügelei zwischen ihm und einem Nebenbuhler im Schlafgemach der Witwe Bandmann, einer der Töchter des Hauses. Nach Madame Sachses Tod zog er 1771 schwer verschuldet in ein Kürschnerhaus, und jetzt setzt offenbar eine Wandlung ein. Schon seit dem Winter 70/71 rühmen die Lehrer seine gründlichen rechtswissenschaftlichen Kenntnisse, seinen Eifer, Fleiß und sittsam-bescheidenen Lebenswandel. Es liegt zwar nahe, auch die Halle-schen Vorgänge so zu erklären, wie Boie, der am 28. 1. 71 an Gleim schreibt, daß Bürgers „freies, lustiges Leben die Herren Theologen verhindert hätte, ihm gute Zeug-nisse zu geben“, auf Grund der wenigen zuverlässigen Nachrichten ist es aber viel wahrscheinlicher, daß die Biographen von den ersten Göttinger Semestern auf die Hallenser Zeit zurückgeschlossen haben und also das wirklich zügellose und verwilderte Leben erst einsetzte, als der Zwanzigjährige die geradlinige Entwicklung, die ihn vom Molmerswender Pfarrhaus über die Lateinschule in Aschersleben und das Königliche Pädagogium nach Halle geführt hatte, abbrach und seinem Leben eine gänzlich neue Wendung gab. Göttingen bleibt fortan bestimmend für den späteren Amtsverwalter im benachbarten Gelliehausen und den Dozenten an der Georgia Augusta. Die Theologie liegt hinter ihm.

einem Brief jene Würze zu geben, die dem Bewußtsein unangemessener Verwendung dieser Sprache entspringt. Vom Leichtfertigen führt das, zumal in den späteren Zeugnissen, bis an den Rand des Blasphemischen; auf eine Mitteilung H. Chr. Boies, des Freundes in Göttingen, er gedenke eine reiche Frau zu heiraten, antwortet Bürger am 13. 8. 81⁷: „Wenn ich noch einmal wieder in meinem Leben heürathen sollte, wahrhaftig! ich heürathete wol eine Kuh, wenn sie nur an der bewusten Vernunft [nämlich am Gelde] keinen Mangel hätte. Gott stärke und erhalte dich bei dieser Philosophie! Amen, Amen! GA Bürger.“ Daß die Sprache sich in solcher Weise aus ihren alten Bindungen löst, wäre kaum denkbar ohne eine Distanzierung auch des Sprechenden selbst vom Geist des väterlichen Pfarrhauses.

Wir wenden uns diesen Vorgängen nicht mit jener Ausführlichkeit zu, die sie verdienen, wenn es um eine Darstellung der inneren Entwicklung Bürgers ginge. Auch für unsere Fragestellung aber sind sie bedeutungsvoll als Voraussetzung, als Ermöglichungsgrund dichterischer Gestaltungsweisen. Denn daß hier ein Abfall vollzogen wurde, daß Bürger sich gelöst hat von dem Gesetz, nach dem er angetreten, war auch ihm selber sehr wohl bewußt. Wenn er an Boie über den Dr. Pideritt schreibt, „So viel ich aber aus einer Recension seiner Vertheydigung des Kanons der heil. Schrift, 2tes Stück, muthmaße, so mag er wohl einen Bannstral auf meine gottlosen Gedichte geworfen haben, indem es heißt, daß er, zum Beweise gegenwärtiger irreligiöser und sittenloser Zeiten, verschiedene Gedichte aus den MusenAlmanachen angeführt habe“ (11. 6. 76), so wird unter den ironischen Tönen doch deutlich spürbar, daß er sich mit seinen Dichtungen in einem anderen Raume weiß als dem seines Ursprungs.

Es gibt wohl kein Zeugnis, das in dieser Hinsicht aufschlußreicher, ja verräterischer wäre als die Stelle aus einem Brief vom Sommer 1775 an Goethe: „Wie behäglich, von der bekannten AlltagsleyerMelodey der um uns plärrenden Christlichen Gemeine unterweilen abrechen und sein innres Seelenstückchen anstimmen zu können!“

Das ist mit Entchristlichung nicht einfach gleichzusetzen; der tiefere Bereich persönlicher Glaubenshaltung entzieht sich unserer Einsicht. Aber es bezeugt eine Abwendung vom strengen Kirchenchristentum und macht deutlich, daß der Schreiber seine eigentliche Bestimmung außerhalb des religiös-dogmatischen Raumes sieht. Immerhin, „AlltagsleyerMelodey“ und „innres Seelenstückchen“, „plärren“ und „anstimmen“ zeigen unerachtet der recht eindeutigen Bewertung doch noch die Verwandtschaft eines gemeinsamen Wortfeldes und werden durchaus in einem Atemzug genannt. Das ist aufschlußreich genug. Denn es deutet auf ein Verhältnis

⁷ Wenn nicht anders angegeben, stammen die Briefzitate stets aus der Sammlung ‚Briefe von und an Gottfried August Bürger‘, hrsg. A. Strodtmann, 4 Bde. 1874.

zwischen religiösem und dichterischem Wort (so darf man ohne Zweifel übersetzen), in dem zwar das erste dem zweiten untergeordnet wird, aber doch noch immer eines mit dem anderen verbunden bleibt.

Auch das Wörtchen „unterweilen“ wird man dabei nicht ganz übersehen dürfen. „Unterweilen“ hat Bürger seinem Verleger Dieterich gegenüber (und es gibt andere ähnliche Fälle) in einem Brief vom 1. 8. 1782 die Weisheit und Güte göttlicher Vorsehung, die jenseits menschlicher Ein-sichtsfähigkeit liegt, mit Nachdruck, ja mit Leidenschaft verteidigt — um dann dem Freunde selbst die Frage in den Mund zu legen: „Wie kömmt Saul unter die Propheten?“ Dieses Sauls eigentliches Amt ist nicht die „AlltagsleyerMelodey“, sondern das „innre Seelenstückchen“ dichte-rischer Gestaltung. Aber dabei gründet doch das eine auf dem anderen. Was er „anstimmt“, transponiert die alte Melodie in eine neue Tonart; jenes „Abbrechen“ wird zum Synonym einer weltlichen Kontrafaktur.

„Ich denke nicht“, heißt es im Vorbericht zur »Ilias«-Übersetzung, „das Jemand die Umstände und das Aufheben, welche ich hier mache, übertrieben, abgeschmackt und lächerlich finden werde; er müßte denn anders die Kunst lebendiger Darstellung, so wie das edle, nicht Jedermann von Gott verliehene Seelenvermögen, worauf sie sich gründet, und eins der wichtigsten Mittel, deren sie sich bedient, die Sprache, die nie göttlich genug zu verehrende Sprache! sie, das theuerste, heiligste Werkzeug des wirkenden Menschengestes, sie, welche zu allen andern Wissenschaften spricht: Ohne mich könnet ihr nichts thun! alles das müßte er also für Lumpereien und unter der Würde männlicher Bemühungen halten.“⁸

Bürgers theoretische Schriften enthalten eine Fülle solcher Äußerungen über die Sprache und den dichterischen Umgang mit ihr, die gekennzeichnet sind durch einen Anspruch, dessen Unbedingtheit den Bereich des „wirkenden Menschengestes“ auf das Religiöse hin öffnet. Literarische Tätigkeit wird ins Heilige und Göttliche erhöht, als edelste Bestimmung des Menschen überhaupt und als Gnadengabe verstanden, die nur den Auserwählten zuteil geworden: Dichtung wird zum Gottesdienst der Wortverwaltung. Das aber wird keineswegs als ein Übertragungsvorgang begriffen und in seiner Problematik bedacht, sondern erscheint als ein durchaus unreflektierter Akt und wird sichtbar allein als sprachlicher Vorgang. Die ästhetischen Erörterungen ziehen ihr Vokabular zu wesentlichen Teilen aus den religiösen Texten, nutzen gleichsam die Beglaubigungskraft dieser Worte, die ihnen von ihrem Ursprung her anhaftet — ohne daß dabei doch dieser Herkunftsbereich selber noch als Maßstab und Bewertungsgrundlage gegenwärtig bliebe. Es geht nicht mehr um

⁸ Zitiert wird — von den Gedichten abgesehen — nach: Bürger's sämtliche Werke, hrsg. A. W. Bohtz, 1835. Abgekürzt: B, hier S. 184.

didaktische Verweisungen, sondern um ästhetische Bereicherung. Das ‚Pfarrhaus‘ wird abgebrochen, damit, was brauchbar und ansehnlich scheint unter den alten Steinen, für den Bau des neuen Hauses verwendet werden kann. Diesen Bezug auf die religiöse Sprache, auf den Luthertext insonderheit, hat Bürger sich bis in stilistische Einzelheiten hinein bewußt gemacht. In seinen »Gedanken über die Beschaffenheit einer Deutschen Übersetzung des Homer« etwa heißt es, nachdem der Verfasser die von ihm bevorzugte Anfangsstellung des Hauptzeitwortes besprochen hat: „Ich habe keinen Platz zu Beispielen, aber man wird ihrer genug finden, welche dies Alles bestätigen. Man schlage nur Luthers Bibel-Übersetzung und seine übrigen Schriften nach; auf jeder Seite sind welche. Die poetischen Bücher der heiligen Schrift hat Luther mit dem besten Geschmacke, für seine Zeiten, so echt Deutsch und so feurig übersetzt, daß man darüber erstaunen muß. Ein fleißiger Sprachforscher müßte unsere neuere Sprache mit den vortrefflichsten Schätzen aus den Schriften dieses bewundernswürdigen Mannes, wovor unseren Hominibus delicatulis so ekelt, bereichern können.“ (B 137 f.)

Die Stelle dessen, was zwanzig Jahre lang dem Pfarrersohn als das Höchste und Heiligste vorgestellt und eingepägt wurde, was er hinter sich ließ, als er das Studium der Theologie in Halle abbrach, vermochten die Jurisprudenz, die Geschäfte des Amtsverwalters, die Lehrtätigkeit des Dozenten keineswegs einzunehmen und auszufüllen. Seine Berufstätigkeit blieb für Bürger lebenslang eine Plage, eine Quelle des Mißmuts und der Verzweiflung. Fähig dazu war allein die Poesie; nur das „innre Seelenstückchen“ konnte die Klänge der alten Melodie in sich aufnehmen und fortführen.

Wie er über Stolberg sagt: „Mich dünkt, ich lese einen Propheten, wenn ich seine Prosa lese“⁹, so schreibt er an Boie: „Übrigens lebe und webe ich in den Reliques. Sie sind meine Morgen und AbendAndacht“¹⁰; wie er von Shakespeare erklärt: „Ihn kann man die Bibel der Dichter nennen“¹¹, so urteilt er über die unerwünschten Rezensenten: „Und wenn der Engel Gabriel vom Himmel käme, und ihnen Poetik predigte, so würde er dennoch nichts ausrichten“¹². Mit völliger Unbefangenheit, fast möchte man sagen: mit der Unschuld des Selbstverständlichen, wird das Vokabular beider Bereiche vermischt. Die Auflösung der Kodifikation kennt keine Grenzen mehr. Denn die Säkularisation dient hier nicht dazu, den religiösen Text als einen weltlicher Sprache integrierten Maßstab für menschliches Reden und Handeln wirksam zu machen, sondern sie nutzt ihn nur mehr als Mittel zu ihrer Erhöhung und Steigerung; „ein Buch

⁹ Dt. Museum, Juli 1777. Zu Fr.L.Stolbergs »Über die Fülle des Herzens«.

¹⁰ 7. 4. 77. Meint Percy: Reliques of Ancient English Poetry, London 1765.

¹¹ An Boie, 15. 9. 76.

¹² An Boie, 3. 12. 78.

wirft Licht auf das andere Buch“, aber — es ist nicht mehr das Licht der „Erkenntnis“ dessen, was gut und böse sei. (Vgl. S. 148 f.)

Wie auf die Werke der Dichtkunst, so fällt der Glanz dieses geborgten Lichtes auch auf die Dichter selbst. Was Christus über alle menschliche Macht und Größe erhebt, wird jetzt auch dem Poeten zugesprochen: sein Reich ist nicht von dieser Welt¹³, und die Verheißungen, die dem Christen gegeben sind, wandeln in der Übertragung ihre Formen nur gerade so viel, wie nötig ist, um für den neuen Anwendungsbereich brauchbar zu sein. Einem unbekanntem Empfänger schreibt Bürger am 6. 2. 1772: „meine Briefe sollen Ihnen hinfort wenigstens alle vier Wochen jenen biblischen Spruch parodieren: Bleib den Musen getreu bis in den Tod, so wird dir Apoll die Krone des ewigen Nachruhms geben.“ Parodieren — das meint hier nicht die Entstellung, den Entwurf eines scherzhaften oder bössartigen Gegenbildes, sondern Akkomodation: Übertragung und Anpassung. Es richtet sich nicht gegen den vorgegebenen Text, aber es nimmt ihn auch nicht mehr ernst in seinem unbedingten und ausschließenden Anspruch. Schon deutet es in die Richtung einer Überarbeitung des Originals „nach dem verbesserten Geschmack unsrer Zeit in einer neuen Einkleidung und Ordnung der Gedanken“ (vgl. u. S. 269, Anm. 2). Dieser „verbesserte Geschmack“ freilich ist kaum mehr als ein verändertes thematisches Interesse. In Wahrheit fehlt diesen Übertragungen gelegentlich selbst der gute Geschmack, und es kennzeichnet zugleich die uneingeschränkte Verfügbarkeit des religiösen Sprachgutes, wenn Bürger auch auf beträchtliche Höhenunterschiede zwischen Ursprungs- und Anwendungsbereich kaum mehr Rücksicht nimmt. An Goeckingk, der ihm aus seiner fatalen äußeren Situation heraushelfen will, schreibt er anstandslos: „wenn Sie mein Erlöser seyn und mich den Musen wieder-schenken könnten! — Sie würden mir das seyn, was der Engel dem gefangenen Apostel in der Apostel Geschichte war.“¹⁴ Ein gewisses Vergnügen am Mißbrauch des Vorbildes und die ganz ernsthafte Absicht, dem Sachverhalt Nachdruck und Gewicht zu geben, sind hier wohl kaum zu trennen. Aber ohne Zweifel steht dahinter ein Wertbewußtsein, dem kein Preis zu hoch ist, wenn es gilt, den Anspruch und die Würde des poetischen Amtes zu verkünden und durchzusetzen.

So heißt es in den »Gedanken über die Beschaffenheit einer Deutschen Übersetzung des Homer«: „Statt aller Untersuchungen über diesen Punct, könnte der Streit wohl nicht angenehmer für den Zuschauer beigelegt werden, als wenn der Genius unserer Literatur einen Mann von Genie und Kenntniß erweckte, welcher zwischen die Zan-

¹³ An Bollmann, 22. 7. 90.

¹⁴ 29. 6. 75. Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk, hrsg. A. Sauer, Vjs. f. Lit.gesch. III, 1890, hier S. 68.

kenden mit einer Übersetzung träte, über welche man schreiben könnte: Der Nachwelt und der Ewigkeit heilig.“ (B 135) Dem aufmerksamen Leser kann der Hintergrund der kleinen Szene nicht verborgen bleiben, die hier entworfen wird. Der Übersetzer-Dichter, er erscheint als ein neuer Moses, welcher, vom Gott seines Volkes ‚erweckt‘, unter die Israeliten tritt mit jenen Gebotstafeln, die der christlichen ‚Nachwelt‘ und der Ewigkeit heilig sind. (Selbst das Wort von den „Zankenden“, die um die Homer-Übersetzung miteinander im Streite liegen, scheint auf den biblischen Bericht zu deuten. Bei der Rückkehr vom Sinai spricht Josua zu Moses: „Es ist ein Geschrei im Lager wie im Streit. Er antwortete: Es ist nicht ein Geschrei gegen einander derer, die obliegen und unterliegen, sondern ich höre ein Geschrei eines Singetanzes.“ Ex. 32, 17 f.)

Bürger selbst ist es, der nach diesem Vorwort mit Proben seiner jambischen Übersetzung unter die Zankenden tritt — aber er zieht es vor, dem Anspruch des Moses-Bildes auszuweichen. Das bleibt dem Vollender überlassen. Für die eigene Person und das eigene Werk wählt er ein anderes Modell: „Wenn ich gleich derjenige selbst nicht bin, auf welchen unser Volk hoffet (denn ich müßte den unverschämtesten Knabenstolz besitzen, wenn ich mir einbildete, daß ich’s wäre), so kann ich doch vielleicht zu der Ehre eines Vorläufers dessen, der kommen wird, gelangen.“ Auf den Worten des neutestamentlichen Vorläufers, Johannes des Täuflers, der die messianische Erwartung des Volkes von sich selber abweist und auf jenen Größeren lenkt, der kommen wird, gründet die Haltung des »Ilias«-Übersetzers, aus ihnen gewinnt sie dem eigenen Versuch, dem Probestück Bedeutsamkeit und Gewicht. Eine Entsprechung zur Säkularisationsform figuraler Gestaltung ist nicht zu verkennen. Aber wengleich hier wie dort eine dichterische Figur dem vorbildlichen Modell gleichgeformt wird, geht es doch dort darum, sie durchzusetzen und zu rechtfertigen auf der Grundlage des Imitatio-Denkens — hier aber, sie zu steigern und zu erhöhen allein um ihrer selbst willen. Der Dichter erscheint als Gottesmann, weil er in dieser Gestalt dem Profanen enthoben ist.

In der Behandlung aller Fragen, die ihm wirklich am Herzen liegen, greift Bürger zurück auf den Sprach- und Formenschatz, der ihm jahrelang als Ausdrucksvorrat für das Wesentliche und Bedeutsame vermittelt wurde. Bis in die Überlegungen zum dichterischen Schaffensprozeß führt das, die deutlich unter der prägenden Kraft des Berichtes vom göttlichen Schöpfungsakt stehen. „Jeder Künstler“, schreibt er an Schubarth, „sollte es sich daher zur Maxime machen, keines seiner Werke eher unter fremde Augen treten zu lassen, als bis er nach Jahrelangem Anschauen alles dessen, so er gemacht, sagen könnte: Siehe da, es ist alles sehr gut!“¹⁵

¹⁵ 12. 9. 92. — Vgl. die Göttliche ‚Zufriedenheits‘-Formel Gen. 1, 31.

Nichts anderes als eine Übertragung des reformatorischen Verhältnisses zur Schrift und seine Anpassung an den Umgang mit dem dichterischen Wort ist sein Verantwortungsgefühl und seine Treue gegenüber dem unverrückbaren Text, ja der Glaube, daß am Buchstaben das Heil hängen könne. Gleichgültig, welcher Grad von bewußter Einsicht in diese Zusammenhänge auch vorgelegen haben mag: Bürgers Äußerungen über solche Fragen speisen sich unablässig aus der religiösen Sprachquelle. So begleitet er Anfang 1784 die Übersendung eines Manuskriptes an Goeckingk mit der leidenschaftlichen Ermahnung: „Hört ihr? daß also nur nicht ein Pünctchen, zu geschweige denn ein Buchstab oder gar ein Wort fehlt! Ihr seht sonst Eüres Unglücks kein Ende, weder hier zeitlich noch dort ewig!“

Die für Bürger so bezeichnende Neigung zur unermüdlichen, oft geradezu kleinlich anmutenden Überarbeitung und Ausfeilung seiner Gedichte wird man in unmittelbarem Zusammenhang sehen müssen mit jener Heiligung der Werktreue, die der Protestantismus entwickelt hat, und es ist charakteristisch für die Denkweise des ganzen Bürgerschen Freundeskreises, wenn Meyer ihm zu einigen Gedichten, die er für den Musenalmanach schickt, am 9.7.1793 entschuldigend schreibt, sie hätten noch „Mangel der Feile, die vor Gott und Menschen angenehm ist.“

Solche Einzelbeobachtungen, und man könnte sie beliebig vermehren, machen deutlich, wie folgerichtig der Weg von Molmerswende nach Halle seine Fortsetzung verlangt, auch wenn er nun in andere Gefilde führt, wie tief der Erbwang den Pfarrerssohn bestimmt. „Überdem bin ich einmal ein Theologe gewesen“, schreibt er an Goeckingk, „und von der Zeit hängt mir illud Theologorum decantatissimum: Dic et servasti animam! immer noch an.“¹⁶ Schon 1772 erklärte er sich gegen seine „bisherige wolüstige und rändelnde Dichtungsart“, „von allen moralischen Sentimens entblößt“, weil er meinte, damit verlöre die Poesie „ihr erhabenes Amt, Lehrerin der Menschen zu seyn“¹⁷.

Im engsten Zusammenhang damit muß nun Bürgers Glaubensartikel von der „Popularität“ der Poesie gesehen werden. Denn wenn von der kirchlichen Wortverkündigung her das „Amt, Lehrerin der Menschen zu seyn“ auf die Dichtung übertragen wird, so fällt ihr zugleich die Pflicht zu, ins Breite zu wirken, einem unbegrenzten Leserkreise zugänglich und verständlich zu sein. Bürger nennt als „seine Maxime, wenn nicht Allen, dennoch den Meisten, — versteht sich, ohne weder sich selbst, noch der Dichtkunst etwas zu vergeben, — zu gleicher Zeit zu gefallen.“¹⁸ Nur

¹⁶ 3. 6. 75. Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk, S. 65.

¹⁷ Brief an Boie, 2. 11. 72.

¹⁸ Die Problematik der „Popularität“, die an dem eingeschobenen, einschränkenden

die „Günstlinge“, die dieses Ziel erreichen, „sind die gewaltigen Herzensbezügler und Zauberer, die ihre güldenen Stäbe nie vergebens zucken, und über jedes Zeitalter in immer lebendiger Kraft herrschen. Nie verrauchen die Opfer auf ihren Altären, und unvergänglich blühen ihre Kränze“ (B 178 f.). Nur sie sprechen in Vollmacht. Die Opferaltäre und der Bezug auf jene Stäbe, die vor dem Pharao von den ägyptischen Zauberern vergeblich, dann aber von Moses und Aaron „nie vergebens“ ausgereckt wurden¹⁹, begründen eine Priesterschaft der Wortverwaltung, „zu bestätigen die Wahrheit des Artikels, woran ich festiglich glaube, und welcher die Axe ist, woherum meine ganze Poetik sich drehet: Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig seyn. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit!“²⁰

Dieser Artikel von der Popularität der Dichtung, Bürgers „Glaubensbekenntnis“, empfängt in der Tat einen entscheidenden Anstoß aus der Predigt- und Seelsorgehaltung, der er unter der väterlichen Kanzel begegnete. Wenn er scherzhaft an Meyer schreibt, ein gottseliges Comité untersuche, „woher es wohl komme, daß der Gottesdienst in der Universitätskirche so sparsam besucht werde. Ich denke, mit Recht wird Euer gepredigtes Evangelium als eine der vornehmsten Ursachen oben an gestellt werden“ (12. 1. 89), so liegt dem ganz der gleiche Gedanke zugrunde, der auch die Wirkungspoetik seiner Abhandlungen zur Volkspoesie bestimmt. Es ist das säkularisierte Predigerethos, das aus dem leidenschaftlichen »Herzensausguß« spricht: „Durch Popularität, mein' ich, soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen, und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod' aufweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein macht! Und das Alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechts in diesem Jammerthale!“ (B 321)²¹

*

Die Beobachtung solcher Umsetzungsvorgänge, die Bürgers theoretische Äußerungen gedanklich und sprachlich bestimmen, leitet zu unserer eigentlichen Frage nach der Bedeutung und Beschaffenheit der Säkularisationsphänomene in seinem dichterischen Werk.

(wenn nicht gar aufhebenden) Satz zu entwickeln wäre, kann hier nicht ausgeführt werden. Sie kommt in Schillers und A. W. Schlegels Bürger-Abhandlungen zur Sprache.

¹⁹ Vgl. Ex. 7—10.

²⁰ B S. 324 (Vorrede zur Ausgabe der Gedichte, 1778).

²¹ Über eine ganz entsprechende neue Einstellung zum Volksganzen, „welche die seelsorgerliche Haltung des Vaters unmittelbar fortzusetzen scheint“, handelt H. Schöffler: Das literarische Zürich 1700—1750, 1925, S. 42 f.

Unmittelbare und ausdrückliche biographische Zeugnisse für den Einfluß des religiösen Schrifttums gibt es kaum. Immerhin finden sich einige Hinweise in den Aufzeichnungen Althofs, die auf Bürgers eigenen, freilich sehr späten mündlichen Äußerungen beruhen. Durch sie wird überliefert, daß der Junge bis in sein zehntes Lebensjahr hinein durchaus nicht mehr lernte als Lesen und Schreiben, wohl aber „mit großer Leichtigkeit im Gedächtnisse“ behielt, „was er sowohl in der Bibel, als im Gesangbuche las“, ja daß er, „wie er meinte, das ganze Gesangbuch ohne Schwierigkeit auswendig gelernt haben würde.“ (B 431) Von den höchst aufschlußreichen Einzelheiten dieser früh gelegten Bibel- und Gesangbuchkenntnisse muß später die Rede sein. Hier wird zunächst nur Althofs Mitteilung wichtig, daß schon der Knabe, ohne „durch andere Muster, als welche Bibel und Gesangbuch ihm lieferten, dazu aufgefordert zu werden, anfang, Verse zu machen, ehe er noch die allerersten Elemente der Grammatik erlernt hatte.“ (B 431) Das ist gewiß nicht so zu verstehen, als habe der junge Verseschmied damals noch kein grammatisch fehlerfreies Deutsch sprechen oder schreiben können. Grammatik lernte man an der Fremdsprache, Bürger begegnete ihr also im lateinischen Unterricht — und „er konnte, ungeachtet aller Schläge . . . in zwei Jahren noch nicht Mensa decliniren“ (B 431). Diese Randbemerkung macht einsichtig, daß es sich bei den poetischen Anregungen durch Bibel und Kirchenlied um ganz unreflektierte, dem kontrollierenden Sprach- und Kunstbewußtsein entzogene Vorgänge handelt. Das deckt sich völlig mit Althofs Aufzeichnung, „Bürger versicherte ferner: So wenig diese Fertigkeiten, als irgend eine andere Kenntniß seines nachfolgenden Lebens bis in sein männliches Alter, hätten ihm die geringste Anstrengung oder Mühe gekostet; es wäre auch sehr wenig, was er von Lehrern und aus Büchern gelernt hätte, da es ihm immer in den Lehrstunden an Aufmerksamkeit, und außer denselben an Geduld gefehlet, ein Buch anhaltend aus zu lesen. Er müßte sich oft innerlich wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammer seiner Kenntnisse thäte, wie und woher der Plunder alle hinein gekommen? Das Meiste wäre ihm hier und da und dort und überall wie von selbst gleichsam angefliegen.“ (B 431) Nichts konnte ihm so sehr „von selbst“ anfliegen wie die Worte, Bilder und Formen der heiligen Texte, die von den Jugendjahren im väterlichen Pfarrhaus bis zum Abbruch des theologischen Studiums in Halle sein täglicher Umgang waren. Was aber für ihre Aufnahme gilt, ist nicht weniger gültig für ihre Verwendung: die Säkularisationsvorgänge entziehen sich weithin dem Bewußtsein des Schreibenden. Durch ihn hindurch, aber oft ohne seine Absicht und ohne sein Dazutun, wirkt hier die religiöse Sprache auf das Kunstwerk ein.

Der eigentliche Zugang zu diesen Phänomenen kann deshalb nicht durch die Beschäftigung mit der Person des Autors gewonnen werden;

„welches Forschers Geist“, hat Bürger selbst erklärt, „kann sich immer so tief und innig in den Geist des Künstlers versenken, um etwas mit Sicherheit auszumachen, welches dieser oft selbst nicht recht weiß; nämlich, was für Bestimmungsgründe jeglichen seiner Schritte zum Ziele geleitet haben?“²² Nur im „Ziele“ selbst, im Zustandegekommenen, wird wohl der eine oder andere „Bestimmungsgrund“ erkennbar — der Weg dahin führt also nicht über die Versenkung in den „Geist des Künstlers“, sondern über die Betrachtung des Kunstwerkes selbst.

*

In dem 1782 entstandenen kleinen Gedicht »Der kluge Held«²³ wird erzählt, wie ein junger Soldat, um der Gefahr zu entgehen, am Tag vor der Schlacht einen Urlaub erbittet — angeblich damit sein sterbender Vater ihm noch den Abschiedskuß geben könne. Die letzten Verse lauten:

Sehr wohl! versetzt der Chef, und lächelt vor sich nieder;
Reis' hurtig ab, mein Sohn! Denn nach der Bibel muß
Dein Vater nach Gebühr von dir geehret werden,
Auf daß dirs wohlgergeh' und du lang' leb'st auf Erden.

Von verschiedenen Seiten aus wird einsichtig, welch besonderes Gewicht dieser Schluß trägt, ja daß das ganze Gedicht eigentlich auf ihn hin angelegt ist²⁴. Schon der Gesprächsablauf weckt eine Spannung auf die Begründung für die Zustimmung des Chefs, der den Vorwand ja durchschaut. Zugleich trennt das Druckbild durch einen Gedankenstrich und folgenden Sinnabschnitt die hier angeführten letzten Zeilen von den vorangehenden, und nachdem schon zuvor die wechselnd vier- und fünfhebigen Jamben sich zweimal gleichsam präludierend ins alexandrinische Maß vorgewagt hatten, gewinnt der Schlußteil, in dem die Alexandriner sich völlig durchgesetzt haben, auch metrische Bedeutungssteigerung. Entscheidend aber ist der Pointencharakter des Ausgangs, und dessen eigentlicher Überraschungseffekt entsteht durch die ironische Beziehung des vierten Gebotes auf die Absichten des Soldaten. Den wichtigsten Beitrag zur Schlußbescherung des Gedichtes leisten diese beiden zitierenden Zeilen, mit denen ein vorgeformtes und vorbelastetes Redestück als schwerer Endakzent dem vorangehenden Berichte aufgesetzt wird.

²² »Ueber die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst.« B S. 340.

²³ Die Gedichte werden im folgenden zitiert nach der Ausgabe von E. Consentius, 2 Bde. 1914. Hier I, S. 238.

²⁴ Vgl. E. Staigers Begriff der „problematischen“ Dichtung (Grundbegriffe der Poetik, 2. Aufl., 1951, S. 162 ff.).

Schlußbeschwerungen sind für Bürgers Lyrik charakteristisch. Sie hervorzubringen, erscheint die eben beobachtete Verbindung eines präformierten Sprachstückes mit vorausgehenden ‚freien‘ Formationen besonders geeignet — und es ist bemerkenswert, daß der strukturell so bedeutsame pointierte Ausgang tatsächlich in nahezu einem Drittel aller Gedichte Bürgers auf den christlichen Sprachbereich zurückweist.

Wo seine Gedichtausgänge einen formelhaften Redeschluß wörtlich oder nur geringfügig abgewandelt übernehmen, wird die Endbetonung am spürbarsten. Aus einer Fülle von Beispielen könnte man dafür nennen:

Gott lass' es dem Edlen doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen! (I 207)
Gott behüte, liebe Seele,
Gott behüte dich davor! (I 32)
O Paradiesesglaube,
Erhalt' und stärke mich! (I 38)
Komm! Von hinnen laß uns scheiden!
Eia! wären wir schon da! — (I 68)
Dein Name sei gebenedeit,
Von nun an bis in Ewigkeit! (I 45)

Der jeweilige Ursprungsort dieser Schlußformeln bedarf keiner Erläuterung. Was sie — in einen neuen Zusammenhang versetzt — für den Aufbau des Gedichtes leisten können, zeigt sich im ersten Beispiel (»Die Kuh«) mit der Hervorhebung des Erzählers, der diesen Epilog spricht, und mit der Zusammenfassung des Gedichtes zur geschlossenen Form im letzten Beispiel (»Danklied«), in dem die schließenden Zeilen des Gedichtes die der Anfangsstrophe wieder aufnehmen und die preisende Aufreihung der Gottesgaben mit einer aus dem liturgischen Ursprungsort der Formel herüberwirkenden Kraft zusammengreifen und erfüllen im Benedeien des göttlichen Gebers. Von solchen Leistungen wird noch die Rede sein.

Ähnliche Wirkungen entfalten die Schlüsse, in denen Bibelzitate paraphrasiert und auf die vorangehenden Verse bezogen werden. In »Schön Suschen« etwa geben die letzten Zeilen:

D'rum, Lieb' ist wohl, wie Wind im Meer:
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht, woher?
Wißt nicht wohin er fährt? (I 155)

die aus Joh. 3, 8 hervorgehen, Antwort auf die Eingangsfrage des Gedichtes; durch sie erfüllt es sich in der inneren Form von Rätselstellung und Rätsellösung. Vergleichbares bewirkt der Schluß von »Die Ele-

mente«; nachdem die Liebe als allbewegende Triebkraft der Natur geschildert worden ist, zieht der Ausgang die Lehre für den lieblos gewordenen Menschen:

Du bist ein eitel-tönend Erz;
Bist leerer Klingklang einer Schelle,
Und Tosen einer Wasserwelle. (I 70)

Die auffallend häufige Verwendung solcher zusammenfassenden, ab-rundenden, auflösenden, erklärenden, pointierenden Schlußbeschwerungen, die der Dichter dem christlichen Sprachbereich entlehnt, muß durchaus als Charakteristikum Bürgerscher Gedichtsstruktur verstanden werden.

Über die Bestimmung ihrer sprachlichen Herkunft hinaus sind diese beschwerten Ausgänge in einigen Verwendungsfällen nun auch auf eine genauer bestimmbare Form des Sprechens zu beziehen. Da endet etwa »Die Entführung« mit den Versen:

So segne dann, der auf uns sieht,
Euch segne Gott, von Glied zu Glied!
Auf! Wechselt Ring' und Hände!
Und hiermit Lied am Ende! — (I 181)

Das ist die Sprechweise des Geistlichen, und in der Tat nimmt ja hier am Ende des höchst weltlichen Balladengeschehens der Vater des entführten Fräuleins mit Segen und Ringwechsel eine priesterliche Handlung vor. Diese personale Gleichung macht aufmerksam auf eine grundsätzliche typologische Entsprechung zwischen der Schlußbeschwörung des Gedichtes und geistlicher Redeweise. Nicht nur das durchgehend religiös bestimmte, liturgische Sprechen endet mit einer gewichtigen Schlußformel des Gebetes, Segens oder Lobpreises; auch die nicht mehr formgebundene, freie Rede, das Gespräch, die Ansprache so zu schließen, daß weltliches Sprechen am Ende durch einen religiösen Bezug, ein präformiertes Redestück erhöht, gekrönt, gewichtig beschlossen wird, ist für den Geistlichen offenbar bis heute bezeichnend.

Diese durch vorgegebene Schlußformeln charakterisierte Redeweise zeigt ganz die gleiche Grundform, die in der Untersuchung der Bürgerschen Gedichte sichtbar wird — wie ja jene Gepflogenheit, an weltliche Rede einen oft geradezu gewaltsam angehängten formelhaft-religiösen Schluß zu fügen, selbst in dem oben genannten Briefausgang noch spürbar wird: „ich heürathete wol ein Kuh, wenn sie nur an der bewusten Vernunft keinen Mangel hätte. Gott stärke und erhalte dich bei dieser Philosophie! Amen, Amen! GABürger.“ Unter diesem Blickwinkel gewinnt die Stelle geradezu karikierende Züge.

Beispielhaft für eine solche Analogie der Sprechweisen scheinen etwa die Schlüsse:

Die Liebe segne dich und sie,
Mit ihrem besten Segen! (I 48)
Die Liebe sagt: Verdammet nicht,
Daß man nicht Euch verdammet! (I 187)
Diesen Trinker gnade Gott!
Lass' ihn nicht verderben! (I 73)

Sie aber deuten auf eine Analogie-Antithese zwischen dem Pfarrer als dem Diener der christlichen Kirche und dem Poeten, der eines seiner Gedichte mit den Worten schließt:

Doch wisse du, Apolls Religion
Schenkt dir die Glaubenspflicht und dringt auf gute
Werke. (I 248)

Als Gottesdienst der Wortverwaltung hat Bürger sein dichterisches Amt verstanden:

Bin geweiht zum Priester des Apoll
Mit des Gottes Kranz und goldnem Stabe!
Seines Geistes bin ich froh und voll;
Warum nicht auch frommer Wundergabe? — (I 94)

Und am Ende des Gedichtes (»Geweihetes Angebinde, zu Louisens Geburtstage«) tritt diese väterliche Mitgift, diese Sprechhaltung des Geistlichen ganz ausdrücklich ins Wort:

Freud' und Lust, von keinem Harm vergällt,
Sei durch dich Ihr in die Brust gegossen,
Freud' an Gottes ganzer weiter Welt,
Mich, den Priester, auch mit eingeschlossen!

*

Die Beobachtung der Schlußbeswerung lenkt auf die Frage nach ihrer Integration in das Gesamtgefüge des Gedichtes und nach der Wirkung, die sie dort entfaltet. »Der kluge Held« kann darauf kaum schon erschöpfende Antwort geben; die massive Pointierung, die hier durch den Endakzent zustande kommt, ist nur eine unter vielen Möglichkeiten seiner Leistung. Weit komplizierter liegen diese Verhältnisse in Bürgers Nachdichtung der »Confessio« des Archipoeta²⁵:

²⁵ Das Gedicht war Bürger in einer dem Walter Mapes zugeschriebenen Fassung bekannt geworden (vgl. seinen Brief an Sprickmann vom 2.10.77); deutliche Bezüge zeigen sich zu seinen Strophen 12, 13, 16—19. Zitiert wird die lat. Vorlage nach dem auf 5 Strophen verkürzten Abdruck, den Bürger in der Ausgabe seiner Gedichte von 1778 auf S.290 f. gegeben hat. (Ausgenommen die beiden dort nicht mitgeteilten, hier auf S.199 zitierten Verse: »Voluptatis avidus...«.)

Zechlied

Ich will einst, bei Ja und Nein!
Vor dem Zapfen sterben.
Alles, meinen Wein nur nicht,
Lass' ich frohen Erben.
Nach der letzten Ölung soll
Hefen noch mich färben.
Dann zertrümmre mein Pokal
In zehntausend Scherben!
Jedermann hat von Natur
Seine sondre Weise.
Mir gelinget jedes Werk
Nur nach Trank und Speise.
Speis' und Trank erhalten mich
In dem rechten Gleise.
Wer gut schmiert, der fährt auch gut,
Auf der Lebensreise.
Ich bin gar ein armer Wicht,
Bin die feigste Memme,
Halten Durst und Hungerqual
Mich in Angst und Klemme.
Schon ein Knäbchen schüttelt mich,
Was ich auch mich stemme.
Einem Riesen halt' ich Stand,
Wann ich zech' und schlemme.
Ächter Wein ist ächtes Öl
Zur Verstandeslampe;
Gibt der Seele Kraft und Schwung
Bis zum Sternenkampe.
Witz und Weisheit dunsten auf
Aus gefüllter Wampe.
Baß glückt Harfenspiel und Sang,
Wann ich brav schlampampe.
Nüchtern bin ich immerdar
Nur ein Harfenstümper.
Mir erlahmen Hand und Griff,
Welken Haupt und Wimper.
Wann der Wein in Himmelsklang
Wandelt mein Geklimper,
Sind Homer und Ossian
Gegen mich nur Stümper.

Nimmer hat durch meinen Mund
 Hoher Geist gesungen,
 Bis ich meinen lieben Bauch
 Weidlich vollgeschlungen.
 Wann mein Kapitolum
 Bacchus Kraft erschwungen,
 Sing' und red' ich wundersam
 Gar in fremden Zungen.
 D'rum will ich, bei Ja und Nein!
 Vor dem Zapfen sterben.
 Nach der letzten Ölung soll
 Hefen noch mich färben.
 Engelchöre weihen dann
 Mich zum Nektarerben:
 „Diesen Trinker gnade Gott!
 Lass' ihn nicht verderben!“ (I 72 f.)

Da wird mit der ersten Strophe das Bekenntnis zu einer Lebensführung abgelegt und geradezu beschworen, die selbst eingedenk des Todes noch ganz im Irdischen verharret. Fünf folgende Strophen dann begründen den Entschluß, den die erste verkündete; auch ihre Aussagen bleiben durchaus im Bereiche des weingeweihten Diesseits. Die letzte aber tritt, nachdem sie zunächst das Bekenntnis der ersten aufgenommen, in eine durchaus andere Sphäre. Zwar setzt auch dort das irdische Trinkerleben sich fort, aber der Spott, der eben noch die „letzte Ölung“ traf, der Entschluß der ersten Strophe, im Tode den Pokal zu zertrümmern, lassen dieses Ende nicht erwarten.

Ut dicant, cum venerint, angelorum chori:
 Deus sit propitius huic potatori!

heißt es in der »Confessio«, und solcher Gesang der Engelchöre beschließt nun auch Bürgers „königliches Sauflied“²⁶: ein im religiösen Sprachbereich ausgebildetes Gebet um Gnade für den Sünder²⁷ — an dessen Stelle nun der „Trinker“ steht — setzt den kräftigen Endakzent. Wenn so unvermittelt das Sauflied in die Gebetsformel mündet, scheint sich im Wortschatz, in der Sprechhaltung, im Hinblick auf die Geschehnisebene ein bruchhafter Wechsel zu vollziehen, der die Einheitlichkeit des ganzen Gedichtes in Frage stellt. Zwar folgen Vers- und Strophenbau, zugleich mit dem Reimschema der »Confessio« entlehnt, ebenso wie die rhythmische Anlage des Liedes gleichbleibenden Aufbauprinzipien und stiften so eine formale Geschlossenheit des Ganzen, aber gerade das treibt

²⁶ Brief an Boie, 18. 9. 77.

²⁷ Vgl. Luc. 18, 13: „Deus, propitius esto mihi peccatori“.

den Umbruch der Schlußbeschwörung nur um so kräftiger heraus. Daß hier in Wahrheit keineswegs ein Bruch vorliegt, daß dieser Sphärenwechsel durchaus nicht unvermittelt geschieht, wird jedoch einsichtig, sobald man die Sprache der Mittelstrophen schärfer ins Auge faßt. Dann zeigt sich, daß hinter der Bedeutungsoberfläche der Wortaussage vorgeformtes Sprachgut aus eben der Sphäre wirksam ist, zu der die schließenden Verse sich erheben.

Dem Wein, dem der Sprechende selbst eingedenk des irdischen Endes noch sein Dasein verschreibt, setzt die zweite Strophe die „Speise“ zur Seite. Beide, Trank und Speise, sind für das Leben nötig — doch offenbar nicht im Sinne notwendiger Ernährung. Das „erhalten“ meint kein einfaches am-Leben-erhalten, sondern ein im „rechten Gleise“, im „rechten“ Leben erhalten. Das Schlußwort der Strophe läßt aufmerken: „Lebensreise“ erscheint als ein deutlich vorbelastetes, vorgeformtes Sprachstück der religiösen Sphäre, das (ausgehend von Gen. 47, 9) die christliche Deutung des Lebens als einer Reise durch die Welt zum jenseitigen Ziele in sich faßt. Trank und Speise in solchem Bedeutungsfeld, als Hilfen, die Lebensreise recht zu führen — sie machen hinter dem lauten Gesang des Trinkers im fünften Vers die liturgische Stimme vernehmbar, die Stimme des Geistlichen, der die Hostie und den Wein reicht: „Nehmet hin und esset, . . . Nehmet hin und trinket, . . . das Stärke und erhalte euch im rechten Glauben zum ewigen Leben. Amen.“²⁸ Von anderem Trank und anderer Speise als der vom Vater dargebotenen spricht der Sohn. Doch im Bekenntnis des Zechlieds klingen noch immer jene Worte nach, die von der Kraft des heiligen Mahles kündeten, weil das Medium der Sprache die mit der Abendmahlsliturgie in sie eingegangenen Bedeutungsenergien bewahrt und für die Dichtung verfügbar macht.

Von der zweiten Strophe aufgerufen, bleibt dieser Bezug auch in der dritten, vierten und fünften lebendig. Hinter dem Zecher, den Essen und Trinken der Angst und Schwäche entheben, so daß er einem Riesen standzuhalten vermag, steigt das Bild des gottgestärkten David herauf, der dem Goliath standhält. Der „ächte“ Wein und das „ächte“ Öl, deren Kraft die Seele zum Sternengewölbe erhebt, gewinnen neue Bedeutung. Hinter dem Harfenspieler und dem „Himmelsklang“ seines Gesanges tönt leise der „Psalm Davids zur Harfe zu singen“, und in der trunkseligen Prahlerei der Erhebung über Homer und Ossian mag damit eine verborgene Rechtfertigung solcher Selbsteinschätzung sich andeuten. Sind die übertragene Worte und Bilder hier dem Text des »Zechlieds« so weit-

²⁸ In der Abendmahlsliturgie folgt diese, in verschiedenen Fassungen gebräuchliche Spendeformel auf den Einsetzungsbericht. Ausführlich darüber P. Graff: Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands, I, 1937, S. 197 ff.

gehend anverwandelt, daß sie als fremdes Sprachgut kaum erkennbar werden, heben sie sich in der sechsten Strophe doch wieder stärker ab: erst der Abglanz der Erleuchtungsflammen des Pfingstwunders erhellt die Reden des Trunkenen als ein „wundersames“ Reden „gar in fremden Zungen“.

Ein Vergleich mit dem Vorbild, der lateinischen Beichtparodie, der diese Durchsichtigkeit auf den hinter der eigentlichen Aussage liegenden Sprach- und Bildbereich gänzlich fehlt, zeigt, daß in Bürgers Übertragung eine sehr bewußte Absicht waltete. Man halte gegen seine sechste Strophe etwa die Verse

Mihi nunquam spiritus prophetiae datur,
Non nisi cum fuerit venter bene satur.
Cum in arce cerebri Bacchus dominatur,
In me Phoebus irruit, ac miranda fatur.

Die Grundhaltung beider Gedichte unterscheidet sich wesentlich. Mit den für die ganze »Confessio« verbindlichen Versen

Voluptatis avidus magis quam salutis,
Mortuus in anima curam gero cutis

setzt der Archipoeta Diesseits und Jenseits gegeneinander und fällt seine klare Entscheidung für das eine, gegen das andere. Bürger aber verschmilzt die Bereiche. Getragen von den sprachgebundenen Bedeutungsenergien, die aus dem christlichen in einen höchst weltlichen Bereich des Sprechens überführt werden, erhebt der bekenntnishafte Lebensbericht des Zechers sich zum Heilsbericht, zum Preis einer überirdischen und das Irdische verwandelnden Macht, die am Sprechenden wirksam wird. Erst diese Spuren des weihewoll-heiligen Pathos, dem Weine des schwörenden, protzenden, singenden Zechers und Schlemmers beigemischt als ein verborgenes Arom, bewirken jenes „Entzücken“, das Bürger mit der Lektüre des Gedichtes seinen Freunden verhieß²⁹. Sie bereiten die schlußbeschwerende Gebetsformel vor und bewirken, daß statt eines Bruches hier der Aufschwung in jene Sphäre erfolgt, die am inneren Aufbau des Liedes schon von Anfang an beteiligt war. So vollendet sich das bekennende Sprechen des »Zechlieds« am Ende in der inneren Form einer ihrer ursprünglichen Erfüllung mit christlichem Gehalt entleerten Heilsverkündigung.

*

Mit jener Sprechweise des Geistlichen, auf welche die Schlußbeschwerung deutete, hängt diese Form der Heilsverkündigung aufs engste zusammen. Sie steht in Bürgers Werk durchaus nicht vereinzelt; die im

²⁹ Brief an Boie, 18. 9. 77.

religiösen Sprachgebrauch ausgebildeten Formmodelle finden hier zahlreiche und vielfältige Entsprechungen, die um so deutlicher erkennbar werden, als sie noch immer merkbare Spuren auch des ursprünglichen Gehaltes tragen. Sie erweisen sich als weltliche Kontrafakturen der religiösen Vorbilder³⁰, von denen sie nicht allein das organisierende Formprinzip beziehen, sondern zugleich jenen Zuwachs an Bedeutungshöhe und Wirkungskraft, den das Modell nur dann hergibt, wenn es selbst noch als bedeutungshaltig und wirkungsfähig intakt bleibt. Die Annäherung auch der inhaltlichen Erfüllung dieser säkularisierten Formen an den christlichen Denk- und Sprachbereich befördert, ja begründet ihre reichhaltige Erscheinung in Bürgers Lyrik.

„Ich glaube Luther würde dies Gedicht für ein würdiges Kirchenlied anerkannt haben“, schrieb A. W. Schlegel über „Die Elemente“ (B 518). Schon mit dem Eingangsvers tritt es in die Form der Lehrverkündigung: „Horch! Hohe Dinge lehr' ich dich“ (I 68). Und diese Lehre vom Wesen der Elemente ist mehr als bloße Kundgabe. Sie wird Maßstab für den Belehrteten, Richtschnur, Grundlage für das kommende Gericht. Immer dringlicher wendet sie sich im Fortgang des Gedichtes an den Hörer selbst: „Sieh hin und her!“ und „Nun prüfe dich“, bis mit den oben (S. 194) genannten Schlußversen das lehrende Sprechen ins urteilende und verdammende übergeht.

Eine besondere Form der lehrhaft-bekennenden Rede macht das »Danklied« sichtbar (I 44 ff.), das Bürger ursprünglich „Psalm“ nennen wollte und zu dem Boie ihm schrieb: „den denkenden Christen wird es entzücken und erbauen, aber den größten Haufen und Pastor Zuch —“ (12. 9. 72). Es zeigt eine ganz symmetrische Anlage. Die Eingangsstrophe wendet sich lobend an Gott den Schöpfer; sechs folgende Strophen reihen auf, was der Sprechende aus seiner Hand empfangen hat (daß es dabei ausgerechnet um die Liebe, den Wein und den Gesang geht, mußte Pastor Zuch freilich wurmen); zwei Mittelstrophen bekennen, daß die Fülle der Schöpfungsgaben nicht zu zählen sei („Wer zählt die Gaben alle? Wer?“), und wenden sich auf den Sprecher selbst; wieder sechs Strophen nennen dann die leiblichen und geistigen Eigenschaften, die Gott ihm verliehen hat. Hinter dieser „Gaben Wunderschau“ aber wird Luthers Erklärung zum 1. Artikel des Glaubensbekenntnisses sichtbar, in der es nach der Frage „Was ist das?“ heißt: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mit Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat.“ Gemäß den Schlußworten der Erklärung, „des alles ich ihm zu danken und zu loben . . . schuldig bin“, mündet die letzte Strophe, preisend und benedeiend, in den liturgisch be-

³⁰ Zur Begriffsbestimmung dieser Säkularisationskategorie vgl. S. 289 ff.

schwerten Schluß. Eine katechetische Form des Sprechens deutet sich an.

Sie tritt stärker noch in »Das Mäd el, das ich meine« hervor. Hier wird die auf das Hoheliedweisende Aufzählung der Schönheiten der Geliebten völlig auf die Form der Fragebelehrung gebracht.

Wer ließ vom Nacken, blond und schön,
Des Mädels seidne Locken wehn? —
Der liebe Gott! der gute Geist!
Der goldne Saaten reifen heißt;
Der ließ vom Nacken blond und schön,
Des Mädels seidne Locken wehn. (I 65)

Von den Eingangs- und Schlußversen abgesehen, fassen auf solche Weise alle Strophen die Schilderung der Holden in eine zweizeilige Frage nach dem, der ihr diese Eigenschaft gegeben, und jeweils vier folgende Zeilen sprechen, am Ende die Beschreibung der Anfangsverse wiederholend, die Antwort, die im Geschöpf den Schöpfer erkennt.

Lob sei, o Bildner, deiner Kunst!
Und hoher Dank für deine Gunst!

— modellgetreu erhebt sich am Ende die Katechese zum Lobe des Schöpfers. Das aber ist eine für Bürgers Liebesgedichte überaus kennzeichnende Bewegung: immer wieder erfüllt sich der Preis der Geliebten damit in einer Form, die sie selber übersteigt.

Spricht hier der Lobende gleichsam über sie hinweg auf das Höhere zu, so zeigen andere Gedichte, daß auch die Geliebte selbst über sich hinausgehoben wird. „Diese sei kein Erdenweib“, heißt es in dem kleinen „Minnelied“ »Gabriele«, und Bürger hat hier „zur Erhöhung seines darzustellenden Ideals von vollkommener Weibesschönheit und Tugend“, wie er in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte erläutert (B 324), seine Gabriele selbst der Gottesmutter an die Seite gestellt. Schon ist sie mehr als das, was ihr preisend zugesprochen ist, mehr als nur „schön, an Seel' und Leib“, schon ist sie „fast verklärt, wie Himmelsbräute“, und selber eine „Hochgebenedeite“ (I 39).

Solcher Zusammenklang der irdisch liebenden und der überirdisch lobenden Stimme führt in den Versen »An Agathe« (I 42 f.), wie es die Vorbemerkung „Nach einem Gespräche über ihre irdischen Leiden und Aussichten in die Ewigkeit“ erwarten läßt, schon ganz in die Nähe des geistlichen Liedes. Nicht mehr das Thema, sondern eine Widmung gibt die Überschrift, nicht mehr der Inhalt, sondern die Richtung des Sprechens wird durch sie bezeichnet. Und die Frau, der diese Verse gelten, ist in ihrer äußeren Erscheinung nicht mehr genannt, als Individuum nicht mehr greifbar, denn was da an geistlicher Lehre auf sie bezogen wird, gilt für

all und jeden. So kann sie selbst zur Mittlerin der Erlösung werden, zur Führerin in die „Gefilde jener Welt“. „Zeuch mich hin nach dir“, sagt das Kirchenlied und meint: Christus. »An Agathe« richten sich die gleichen Worte — aufwärts gerichtete Worte, mit denen das geistliche Lied sich nun in der inneren Form des Gebetes erfüllt:

Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
An der Liebe Banden nach!
Daß auch ich zu Engeln komme,
Zeuch, du Engel, dir mich nach!

Mit besonderer Deutlichkeit in der »Lust am Liebchen« (I 26f.) ausgebildet, gehört auch die Seligpreisung in diese Reihe. Bereits mit den Eingangswörtern stellt das Gedicht sich unter die in der Bergpredigt beispielhaft gewordene Form. Ihr wiederkehrendes „Selig sind ...“, in dem Prädikatsadjektiv und Verbum dem Substantiv vorangehen und den eindrucksvollen Anfangsakkent setzen, wirkt hier deutlich nach:

Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!

Zwei verschiedene Formtypen zeigt das neutestamentliche Vorbild. Der erste ist antithetisch gebaut: auf die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes folgt die des verheißenen. „Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.“ (Matth. 5, 4) Dem entspricht es, wenn vom selig gepriesenen liebenden Mann in diesen Versen gesagt wird:

Selbst arm bis auf den letzten Deut,
Dünkt er sich krösusreich.

Als zweite in der Bergpredigt vorgebildete Möglichkeit zeigt sich die Konsekution: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ (Matth. 5, 8) Auch diese Form erscheint in der »Lust am Liebchen«, wobei Grund- und Folgesatz in der vorletzten Strophe nur mehr umgestellt werden:

In Götterfreuden schwimmt der Mann,
Die kein Gedanke mißt,
Der singen oder sagen kann,
Daß ihn sein Liebchen küßt. —

Ein entscheidendes Kennzeichen des Formmodells freilich scheint in Bürgers Versen zu fehlen. Immer geht es in der Seligpreisung um ein „Sein“ und ein „Werden“: die Antithese oder Konsekution liegt im Zukünftigen. Darauf beruht die Verheißung — an deren Stelle hier das im Selbstgefühl des Seliggepriesenen antithetisch oder konsekutiv schon jetzt Empfangene und Erreichte tritt. Aber die Verheißung, ohne die von Seligpreisung als innerer Form des Gedichtes eigentlich nicht gesprochen werden dürfte, wird auf überraschende Art in der Schlußstrophe nach-

getragen. Dort nämlich tritt der Sprecher selbst hervor und macht deutlich, daß er keineswegs eins war mit dem seliggepriesenen Liebenden der vorangehenden Verse, sondern diese Seligpreisung als künftige Möglichkeit sich selber zuspricht:

Doch ach! was sing' ich in den Wind,
Und habe selber keins?

das meint: kein Liebchen und damit keinen Grund, sich selig zu preisen —

O Evchen, Evchen, komm geschwind,
O komm und werde meins!

Die überwiegende Zahl der auf religiöse Vorbilderweisenden Beispielfälle solcher lyrischen Formen findet sich in den Liebesgedichten Bürgers. Schon für Gebet und Katechese, mehr noch für Heilsverkündigung und Seligpreisung, am deutlichsten für den Lobgesang gilt, daß sie aus dem — erwünschten oder erfüllten — Grundgefühl einer Beglückung des Sprechenden gebildet werden. Sie ist der Zustand äußerster Annäherung an das religiöse Erlebnis.

Fühlet wohl ein Gottesseher,
Wann sein Seelenaug' entzückt
In die bessern Welten blickt,
Fühlt er seinen Busen höher,
Unaussprechlicher beglückt?

Überall, wo »Das hohe Lied von der Einzigen« (I 99 ff.) die Geliebte übersteigt und im Lobgesang auf den Hochzeitgott gipfelt, strömt so der Wortschatz des Kirchenliedes in seine Verse. Um Hymnen sammeln sich die Attribute des Heilands, er wird Himmelsgeist, Schuldversöhner, Grambezwinger, Wiederbringer aller Huld. Und von dem grenzenlos Beglückten selbst, der das Lied „in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung“, heißt es gar:

Wie aus hoffnungslosen Banden,
Wie aus Nacht und Moderduft
Einer tiefen Kerkergruft,
Fühlt er froh sich auferstanden³¹.

Das geistliche Lied muß seine Sprache und Ausdruckskraft leihen, um sagbar zu machen, was ihm die Vereinigung mit der Geliebten bedeutet: „Nun hat alle Fehd' ein Ende“. Denn diese Beglückung ist zugleich der Zustand äußerster Ausdrucksnot. »Das hohe Lied« hat die Einsicht

³¹ Text der Überarbeitung, II, S. 268.

in die Armut des Sprechvermögens, die den Entzückten überfällt, selbst zum Gegenstand der Aussage gemacht:

Doch — du fühltest dich verlassen,
Lied, in dieser Region!
Lange weigern sich dir schon,
Das Unsägliche zu fassen,
Bild, Gedanke, Wort und Ton. —

Hier wird die Umschlagstelle zwischen beiden Sprachbereichen sichtbar. Im Feuer der Beglückung verschmilzt das Wort des entzückten „Gottessehers“ mit dem des beseligten Sprechers, stellt sein „innres Seelenstückchen“ sich unter die religiöse Form.

Von wohlgesonnenen Freunden und übelgesinnten Kritikern ist an Bürger nicht selten die Frage nach der Angemessenheit solcher Übertragungen gestellt worden. In der Überarbeitung seines »Hohen Liedes« hat er dieses Bedenken sogar ausdrücklich aufgenommen:

Doch — dein Auge blickt bedenklich;
Und ich ahnde, was es schilt.
Irdisch nennt es und vergänglich,
Was mit Lust so überschwenglich
Nur der Sinne Hunger stillt. — (II 273)

Der Einwand gilt, genau besehen, ja durchaus der überschwenglichen, der unangemessenen Darstellung des Vergänglichen, die in solcher Sprache und Form nur dem Überirdischen zukommt. Aber Bürgers Antwort trägt keine Scheu, den liebenden Gott selbst, das „Wesen aus dem Göttersaale“ zu Hilfe zu rufen gegen „diesen kalten Tadler“. Die Sprache bleibt im Überschwang der Beglückung und weiß in ihm sich gerechtfertigt, denn das Erlebnis des Irdischen wird als überirdisches empfunden, die weltliche Kontrafaktur erscheint als legitimer Ausdruck der Gleichung homogener Bereiche,

Töne wie vom Himmel sprechen
Labsal dir und Segen zu. —

Dieser Sprechhaltung ganz entgegengesetzt — und eben dadurch doch auf die Antithese der Beglückung bezogen, erscheinen mit zahlreichen Beispielen in Bürgers Dichtung die lyrischen Formen der Klage, in denen die ursprünglich rituelle Funktion einer Erweichung des Gotteszornes überdauert, — sei es, daß die Klage (ausdrücklich oder unausgesprochen) noch immer an die höhere Macht sich richtet, sei es, daß sie der widerstrebenden, sich versagenden, sich abwendenden Geliebten zugesprochen wird.

Sehr bezeichnend ist dabei die religiöse Bezüglichkeit der Klage-Formen. Wohl liegt der vordergründige Klage-Anlaß im Liebesleid, aber

dahinter stehen Sündenbekenntnis (Selbstanklage), Hiobssituation (Anklage), göttliche Heimsuchung (Klagelied), Erfahrung irdischer Unzulänglichkeit (Beklagung) u. ä.³² Und so deutet die Möglichkeit von Erlösung, Heilung, Tröstung sich an, welche die Klage hindert, in Verzweiflung umzuschlagen. In den Schlußversen des Sonettes »Verlust« etwa heißt es:

Wehe mir! Seitdem du schwandest, trug
Bitterkeit mir jeder Tag im Munde.
Honig trägt nur meine Todesstunde. (I 110)

Nur auf dem schmalen, zwischen Verzweiflung und Tröstung gespannten, von beiden bestimmten und doch keinem ganz geöffneten Bereich kann Klage durchgehalten werden. In unserem Beispiel fängt die Gewißheit eines aus irdischem Leid erlösenden Endes die Klage ab, bevor sie sich in Hoffnungslosigkeit verliert. Aber zugleich prägt doch der Weheruf des Eingangs die Gestalt des Terzetts, seine Kraft erlahmt nicht mit dem Ende der zweiten Zeile, sondern umgreift auch die dritte, unterwirft auch sie der inneren Form und bezieht noch die tröstliche Verheißung in den Raum der Klage ein.

Solche aus dem religiösen Sprachbereich übernommenen Sprechhaltungen und Formen erscheinen in Bürgers lyrischer Dichtung als das bedeutendste Ergebnis der kontrafaktischen Säkularisation. Lyrik ist das Ausdrucksfeld, in dem sie sich am reinsten verwirklichen und eine das ganze Gebilde umspannende Formkraft gewinnen können.

Aber nicht hier, sondern in der Balladen-Dichtung hat sich Bürgers poetische Begabung am stärksten und überzeugendsten entfaltet. Eine Untersuchung der Säkularisationsphänomene seines Werkes hat deshalb in diesem Bereich ihre Bewährungsprobe zu leisten; denn daß mit dem Wechsel der Gattung auch eine grundsätzlich gleichbleibende Ausbeutungsweise der religiösen Texte zu anderen Formen und Wirkungen führen muß, liegt auf der Hand. Sie festzustellen und zu bestimmen, wenden wir uns jener Ballade zu, die schon A. W. Schlegel als des Dichters „glücklichster und gelungenster Wurf“ erschien (B 513).³³

*

Die wissenschaftliche Untersuchung der »Lenore« hat sich vorwiegend mit ihrer stofflichen, und das heißt in diesem Falle: mit ihrer

³² Zu Klage, Anklage, Beklagung s. W. Kayser: Das sprachliche Kunstwerk, 4. Aufl. 1956, S. 344.

³³ Der Vf. übernimmt im folgenden die in seinem Aufsatz ‚Bürgers Lenore‘ (DVjs XXVIII, 1954, S. 324 ff.) ausführlich entwickelten Voraussetzungen in gekürzter Form, die Hauptergebnisse nahezu unverändert. — Ein an manchen Stellen abweichender Vorabdruck des Folgenden findet sich außerdem in Die deutsche Lyrik, Form und Geschichte, hrsg. B. v. Wiese, I. Bd. 1956, S. 190 ff.

volkstümlichen Komponente beschäftigt. Sie hat dargelegt und durch zahlreiche Zeugnisse beglaubigt, daß der Lenorenstoff einem weitverzweigten indogermanischen Sagenbereiche zuzuordnen ist³⁴, der auf der Vorstellung beruht, daß das Leben Verbindungen von einer Festigkeit und Innigkeit zu stiften vermag, welche selbst der Tod nicht mehr lösen kann. Eine der besonderen Ausprägungen ist dann die, daß aus der Kraft einer über das Grab hinaus wirkenden Liebe die Toten wiederkehren und die Lebenden, durch die Berührung mit ihnen, selber dem Tode verfallen. Freilich ist für das Verständnis unserer Ballade selbst die Vielzahl der motivverwandten Sagen und Volkslieder von geringfügiger Bedeutung, und auf die entstehungsgeschichtlich interessierte Frage, welche Anregungen Bürger von hier tatsächlich erfahren hat, gibt es keine wirklich zureichende Antwort. Der Einfluß von Percys ‚Reliques of Ancient English Poetry‘, den besonders die englische Forschung überschätzt hat, ist mit leichten Anklängen an die zunächst durch Herders Übersetzung vermittelte Ballade »Sweet William’s Ghost« erschöpft. In diesen englischen Versen bleibt die Situation zwischen William und Margaret eine durchaus andere als die zwischen Wilhelm und Lenore in der deutschen Ballade, und die bedeutsamere Anregung für Bürger kam wohl aus einer deutschen Fassung der Lenoren-Sage, von der in seinem Briefwechsel mit den Göttingern als von einer herrlichen „Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade“ die Rede ist, an deren vollständigen Text er freilich nicht gelangen konnte³⁵. Die bruchstückhaften Nachrichten über dieses Urbild seiner Ballade lassen vermuten, daß auch Bürgers Gewährsmann, vermutlich ein Bauernmädchen seines Gerichtssprengels, den vollen Wortlaut des alten „Spinnstubenliedes“ nicht mehr kannte und nur die plattdeutschen Zeilen „Wo lise, wo lose / Rege hei den Ring“ noch im Ohr hatte, die im zarten Klang der Bürgerschen Verse fortleben:

Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!

Auch die dreimal wiederholte Wechselrede, in der der Reiter das Mädchen fragt, ob es ihm nicht graue im hellen Mondschein, und sie ihm antwortet: nein, warum sollte es mich grauen, du bist ja bei mir, oder: ich bin ja bei dir, hat Bürger wohl dieser Quelle entnommen, die trotz aller Bemühungen nicht mehr feststellbar war, als die Philologen begannen, sich mit der Frage nach der Originalität der Ballade zu befassen. Erich Schmidt hat diese Vorlage durch Vergleich mit den verwandten Lenoren-

³⁴ Vgl. W. Wadkernagel: Zur Erklärung und Beurteilung von Bürgers Lenore, Kl. Schriften 2, 1873, S. 399 ff.; H. Pröhle, S. 77 ff.; E. Schmidt, Bürgers ‚Lenore‘, Charakteristiken I, 2. Aufl. 1902; u. a.

³⁵ Brief an Boie, 19. 4. 73. — W.-E. Peuckert (Lenore, FFC 158, 1955) vermutet, daß Bürger in Wahrheit eine Prosafassung mit eingesprengten Verszeilen vorgelegen hat.

märchen aus Westfalen und Schleswig-Holstein rekonstruiert: Ein Mädchen weiß nicht, ob der Geliebte, ein Kriegermann, noch am Leben ist. Sie erschöpft sich in Klagen, bis er nachts angeritten kommt. Sie schwingt sich zu ihm aufs Pferd, umfaßt ihn. Es folgt ein atemloser Ritt, dreimalige Wechselrede, Kirchhof, offene Gräber, Roß und Reiter verschwinden. Ob der Schluß den Tod des Mädchens brachte, steht dahin³⁶.

Bürgers Briefe spiegeln die Begeisterung, in die ihn dieser Fund und die von ihm ausgehende Anregung zur eigenen „veredelten, lebendigen, darstellenden Volkspoesie“ versetzte, und als ihm während der Arbeit an der »Lenore« Herders »Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker« zukam, schrieb er an Boie: „Der [Ton], den Herder auferweckt hat, der schon lang auch in meiner Seele auf tönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder, eben das von der Lyric des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einiger Maßen entsprechen.“ (18.6.73) Es traf sich glücklich, daß ihm zur gleichen Zeit mit dem »Götz« eine Dichtung bekannt wurde, in der er voller Freude seine eigenen poetischen Absichten verwirklicht sah. „Dieser G. v. B. hat mich wieder zu 3 neuen Strophen zur Lenore begeistert! — Herr, nichts weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser Götz in seiner ist.“³⁷ Im glückhaften Gefühl einer Bestärkung durch die vornehmsten Geister seiner Zeit dichtete er seine große Ballade, das „Kleinod, den kostbaren Ring, wodurch er“, mit Schlegel zu reden, „sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere für immer antraute.“ (B 513)

„Volkstümlich“ ist nun aber nicht allein der überkommene Stoff, sondern in gewisser Hinsicht durchaus auch seine Darbietung. Am sichtbarsten wird das an der Figur des Erzählers, der zwar nirgends ausdrücklich vorgeführt oder genannt wird, als sprechende Figur jedoch deutlich bestimmbar ist und keineswegs einfach mit dem Dichter gleichgesetzt werden kann. Von Bürger, der in theoretischer Überlegung und dichterischer Arbeit formalen Fragen große Aufmerksamkeit widmete, weiß man, daß er ein sehr feines Gefühl für die Reinheit der Reime besaß. Liest man nun:

Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern

so darf man im unreinen Reim dieser Verse durchaus nicht ein peinliches Versehen erblicken. Hier wird ein Sprecher vernehmbar, der niemals, wie Bürger, eine Theorie der Reimkunst verfaßt hat, ein schlichter, un-

³⁶ E. Schmidt, S. 211.

³⁷ Brief an Boie, 8.7.73.

gelehrter, volkstümlicher Erzähler, der in dieser Weise ganz bewußt konzipiert wurde³⁸. Was an den Formalien deutlich wird, zeigt sich auch im inhaltlichen Bereich:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede.

Den 1763 abgeschlossenen Frieden von Hubertusburg hat Bürger selbst wohl schwerlich auf eine so naive Art begründen wollen, aber völlig überzeugend ist diese Erklärung innerhalb der Denk- und Sprechweise des volkstümlichen Erzählers, durch dessen Vermittlung wir die Ballade hören.

Gebannt vom wilden Auffahren des Mädchens, überwältigt vom Schicksal der Verlassenen, setzt er mit einer jähen Ausdrucksgebärde ein, ehe er sich zur erklärenden, ruhig-berichtenden Erzählung wendet. Sie greift zurück und versetzt dabei die zur Abfassungszeit des Gedichtes doch erst sechzehn Jahre vergangene Prager Schlacht zwischen Friedrich und dem Marschall Daun und das Ende des Siebenjährigen Krieges in die geschichtsferne Erzählweise des Märchens. In ihrer einfältigen, holzschnittthaft-derben Manier, den Ereignisablauf durch die Mosaiksteinchen kleiner, schlichter Einzelbegebenheiten markierend, klingt sie wie der im Volks- und Soldatenlied zersungene Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen jener historischen Ereignisse. In scheinbar naivem, tatsächlich aber sehr kunstvollem und folgerichtigem Aufbau lenkt der Erzähler wieder auf das Mädchen und die Ausgangssituation der Ballade zurück; vom König und der Kaiserin führt er zum Friedensschluß, zur Rückkehr des Heeres, zu den schon in den Wohnort der Lenore zu denkenden Dank- und Jubelrufen der Frauen und Kinder — bis zur endgültigen, den Bericht mit einem Ausruf der Teilnahme unterbrechenden Hinwendung zu dem Mädchen, dessen Geliebter nicht zurückgekommen ist:

Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

In dieser teilnehmenden Nähe bleibt er das ganze Gedicht hindurch; sie läßt ihn zum bestürzten Zeugen des Dialogs von Mutter und Tochter werden, zum Begleiter des atemlosen Rittes und reißt ihn endlich hinein in den heulenden Wirbel der Geister.

Freilich, Bürgers volkstümliche Gestaltung dieses volkstümlichen Stoffes entfernt sich in mancher Hinsicht doch recht deutlich von den niederdeutschen Liedern, aus denen man auf das Urbild der Ballade geschlossen hat. Dem Versuch, die »Lenore« allein vom Volkstümlichen her und im

³⁸ Vgl. W. Kayser: Vom Werten der Dichtung (Wirk. Wort, 2, 1951/52, S. 353 f.).

Sinne der alten Wiedergänger-Moritat zu deuten, stehen besonders im Hinblick auf das Verständnis Wilhelms erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Er ist nicht mehr einfach als der wiederkehrende Geliebte zu begreifen, und wirklich wird ja selbst in seiner dreimal wiederholten Frage: „Graut Liebchen auch vor Toten?“ die innige Fürsorglichkeit, die sie im Volkslied trug, von einem boshaft-ironischen Ton überdeckt. Sofern es in dem Sagenkreis, der das Lenorenmotiv behandelt, nicht um Bestrafung der Untreue geht, erscheint (trotz des gelegentlichen Entsetzens, welches das Mädchen am Ende überfällt) das Eingehen ins Grab als Zeugnis einer Liebe, die über den Tod hinaus dauert; Rosen wachsen empor aus den Leibern der endlich Vereinigten, „they grew in a true lovers knot“³⁹. Doch für die »Lenore« trifft das nicht mehr zu, und so hat Wilhelm Wackernagel von Wilhelm erklärt, er träte „als himmlischer Rächer auf, um für Lenores Frevel, für ihr verzweifelndes Hadern mit Gott ihr junges Leben hin zu opfern“⁴⁰. Freilich kann sich diese weitverbreitete Deutung nur auf die Erzählstrophe

Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern

und auf das Geistergeheil des Schlusses berufen: „Mit Gott im Himmel hadre nicht!“ Über das erste dieser Zeugnisse wird noch zu reden sein. Die zweite Stelle ist als ‚Schlußmoral‘ der Ballade schon dadurch in Frage gestellt, daß das Gesindel vom Hochgericht, der höllische Geisterschwarm sie „heult“; sie trägt den Beigeschmack einer infernalischen Ironie und scheint wenig geeignet, ein Urteil über Lenores Versündigung zu begründen, aus dem dann die eigentliche Intention der Ballade abzuleiten wäre. Daß der volkstümliche Stoff des Gedichtes überformt worden sei, bleibt dadurch unbestritten. Aber wenn es nicht die Schuld und Sühne-Idee ist, welche Kraft hat diese Überformung dann bewirkt?

Bürger schrieb am 6. Mai 1773 zwei Briefe an seine Freunde, die offenbar einen Einblick in den dichterischen Schaffensvorgang ermöglichen. Boie erhält (in einer später umgearbeiteten Fassung) die erste Strophe der »Lenore«. Wenige Wochen zuvor schon, als Bürger die alte „Romanzen-Geschichte“ entdeckt hatte, war eine Ankündigung an den Freund gegangen. Nachdem dieser Reiz inzwischen die eigene Produktion hervorgeockt hat, schreibt er jetzt beim Übersenden der ersten Probe zu dem entstehenden Gedicht: „Und ganz original! Ganz von eigener Erfindung!“ Eine erstaunliche Behauptung, denn zunächst bleibt gänzlich unklar, worin die Originalität eigener Erfindung eigentlich bestehen sollte — angesichts der insonderheit an den Sprachstil von Hölty's ernstern Balladen,

³⁹ »Fair Margaret and Sweet William«. (Percy, III, S. 125.)

⁴⁰ A. a. O. S. 424.

von »Adelstan und Röschen« und »Die Nonne«, angelehnten Behandlung einer überlieferten Volkslied-Fabel⁴¹.

Am gleichen Tage erhält auch Freund Tesdorpf einen Brief, in dem das Gedicht freilich nicht erwähnt wird, sondern lediglich eine Unterstützungsbitte, Geldnöte und ein drohender Prozeß zur Sprache kommen. Dieses Schreiben aber erscheint nun als eine höchst auffällige und eindrucksvolle Kompilation von Worten, Bildern, Gleichnissen, rhetorischen und syntaktischen Figuren aus Gesangbuch und Bibel, als ein erstaunliches Zeugnis der Verfügbarkeit christlicher Sprache für die Mitteilung außerreligiöser Gehalte. Kein Satz fällt aus diesem Centostil heraus, noch der Briefschluß lautet: „Und das Wort des Herrn geschah abermal zu mir und sprach: Du Menschenkind, schreib auf dieses Gesicht und sende es gen Göttingen an Tesdorpf, aus der Stadt Lübeck so da liegt am Meer; und ich thät gleichwie der Mund des Herrn geboten hatte. B.“

Während Bürger die »Lenore« dichtet, verfaßt er diesen Brief in der Sprache des Johannes, der die Sendschreiben der Offenbarung an die christlichen Gemeinden richtet, erprobt er gleichsam scherzhaft die Verfügbarkeit der Gesangbuch- und Bibelsprache für einen weltlichen Gegenstand. Eben darin aber ist der Schlüssel zu finden zum Verständnis jener Originalität, von der er an Boie schrieb: seine „ganz eigene Erfindung“ liegt in einer Überformung der überlieferten Balladenfabel durch die Elemente einer in der Dichtung fruchtbar werdenden religiösen Sprache.

Schon die Untersuchung der Aufbauformen unserer Ballade führt zu einem zwiegesichtigen Ergebnis: mit der Ordnungseinheit volkstümlichvierhebiger Verse verbindet sich das Gewicht langer, festgefügteter Kirchenliedstrophen. In J. Chr. Günthers Versen »An Lenoren«⁴² ist der Strophenbau der »Lenore« vorgebildet; man vermutete, daß Bürger ihn von dorthier übernommen habe⁴³. Von der Namensentsprechung abgesehen, scheinen Motiv-Anklänge das zu rechtfertigen. Aber eine unmittelbare Übernahme dieser Bauform aus dem Kirchenlied ist sehr viel wahrscheinlicher⁴⁴: P. Gerhardts »Also hat Gott die Welt geliebt« und J. Rists »Ermuntre dich, mein schwacher Geist« sind in »Leonoren«-Strophen geschrieben⁴⁵. Man wird vermuten dürfen, daß diese Form

⁴¹ Vgl. W. Kayser: Geschichte der deutschen Ballade, 1936, S. 88 ff.

⁴² Sämtl. Werke, hrsg. W. Krämer, 1930, I, S. 209 ff.

⁴³ E. Schmidt, S. 219; ebenso R. M. Meyer: Günther und Bürger (Euph. IV, 1897, S. 485 ff.).

⁴⁴ Vgl. V. Beyer: Die Begründung der ersten Ballade durch G. A. Bürger, 1905, S. 22.

⁴⁵ Obgleich er diese Hinweise von Beyer übernimmt, behauptet E. Stäuble (G. A. Bürgers Ballade »Lenore«. Eine Deutung. In: Der Deutschunterricht, 10, 1958, H. 2, S. 111): „Zur achtzeiligen Strophenform mit dem Reimschema ab ab cc dd suchen wir . . . vergeblich eine genaue Entsprechung beim Kirchenlied.“ Bei Gerhardt hätte er die Vers- und Strophenform, bei Rist dazu noch das Reimschema der »Lenore«, sehr wohl also „eine genaue Entsprechung“ gefunden.

bereits in einem uns nicht mehr erhaltenen Versuch des Siebzehnjährigen nachgebildet war, der Althof noch vorlag und von dem er vermerkt, es handle sich um ein „Fragment von siebzehn achtzeiligen Strophen . . ., welches die Aufschrift führt: Die Feuersbrünste am 4. Januar und 1. April des 1764. Jahres zu Aschersleben, geschildert von Gottfried August Bürger, d. F. K. und W. B. Dieses Product hat wenigstens das vorhin gerühmte Verdienst der Richtigkeit in Reim und Sylbenmaß . . . Es ist durchaus voll religiöser Gefühle.“ (B 432)

Bürger hat die Lenoren-Strophe später noch zweimal verwendet — beide Male in Balladen, die, in Verbindung mit der »Lenore« betrachtet, die Vermutung nahelegen, daß für den ausgeprägten Formsinn des Dichters geradezu eine Affinität dieser Strophe zu bestimmten Gehalten bestand. 1778 erscheint sie in einer Übertragung von »The Child of Elle«⁴⁶, in »Die Entführung, oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg«. Auch hier klagt in ihrer Kammer die Braut um den Geliebten und verlangt nach dem Tod, auch hier folgen die unverhoffte Ankunft des Reiters, das Gespräch zwischen den Liebenden mit der Aufforderung des Mannes, das Mädchen solle zu ihm aufs Pferd steigen, und der mitternächtlich-schreckensvolle Ritt.

Aber noch ein zweiter Motivstrang zieht sich durch die Balladen, in denen die Lenoren-Strophe herrscht. Die Worte, mit denen in der »Entführung« das Mädchen zu seinem Vater fleht:

O Vater, habt Barmherzigkeit,
Mit euerm armen Kinde!
Verzeih' euch, wie ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde! (I 180)

weisen auf die flehenden Rufe der Lenoren-Mutter zum Gottvater: „Ach, daß sich Gott erbarme!“ und

Hilf Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.
Behalt ihr nicht die Sünde!

Dieser zweite, religiös bestimmte Bezug im Gebrauch der Lenoren-Strophe erscheint nun auch in ihrer dritten Verwendung, im »Sanct Stephan« von 1777, in dem die biblische Märtyrergeschichte zum Balladenstoff wird und die aus der Apostelgeschichte (7, 59) entlehnten Worte

Behalt, o Herr, für dein Gericht,
Dem Volke diese Sünde nicht!

auf die oben bezeichneten Verse aus der »Lenore« zurückweisen. So scheint es, als habe Bürger im Falle dieser Strophe ein Entsprechungsver-

⁴⁶ Percy, I, S. 90 ff.

hältnis von Form und Gehalt empfunden, das ihr zwei deutlich umschreibbare Inhalte zuwies: erstens die volkstümliche Motivschicht von der klagenden, nach dem Tod verlangenden Braut in ihrer Kammer und dem nächtlichen Ritt mit dem geliebten Entführer, zweitens die religiösen Motive der Auseinandersetzung mit einem gottverhängten Geschick, des Gebetes um Barmherzigkeit und Vergebung, des Unterworfenenseins unter Sünde und Gericht.

Wir blicken zurück auf die Verse, mit denen der erste Abschnitt der »Lenore« endet, auf die wilde, ausdrucksgeladene Gestik des Mädchens:

Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde,
Mit wütiger Geberde.

Wolfgang Kayser hat darauf hingewiesen, daß eine traditionsgemäß als Mittel der Komik verwendete Gebärde hier zum Ausdruck tiefer Verzweiflung wird⁴⁷. Man muß einen entscheidenden Grund für solche Ausdruckswirkung wohl in der Tatsache sehen, daß Lenores Verhalten auf ein mächtiges Vorbild verweist: ihre Verzweiflungsgebärde ist die des von Gott mit dem Tode seiner Kinder geschlagenen und mit seinem Schicksal hadernnden Hiob. Er „zerriß sein Kleid, und raufte sein Haupt und fiel auf die Erde“ (1, 20).

Der Aufruf dieser Assoziation besitzt als Beschluß der ersten Strophen-Gruppe nicht allein Bedeutung für die äußere Form der Ballade. Indem er den nächsten Abschnitt einleitet, charakterisiert er ihn zugleich, denn der neue Ton, den er anschlägt, präludiert schon den des folgenden Dialogs zwischen Mutter und Tochter, jener über ganze sieben Strophen hingeführten kurzen Sätze, selten über die Gedichtzeile hinausgehend, jambischer Drei- und Viertakter im Bau der lutherischen Kirchenlieder, in denen die mütterlichen Tröstungsversuche und Zusprüche das Mädchen immer tiefer in die maßlose Leidenschaft seiner Verzweiflungsausbrüche treiben. Mit dem Beginn dieses durch die Hiob-Assoziation eingeleiteten Zwiegesprächs tritt die volkstümliche Komponente zurück und eine religiös bestimmte wird sichtbar.

Man braucht nur die in den Dialogstrophen der »Lenore« und in den beiden Schlußstrophen verwendeten Substantive (soweit sie nicht am Ende der Ballade ausschließlich auf den gegenständlichen Vorgang bezogen sind) zu isolieren und zu ordnen, um zu erkennen, aus welchen Quellen dieser Wortschatz gespeist wird: Welt, Wahn, Mutter, Leib, Zunge, Meineid, Herz, Arme, Sünde, Nacht, Graus, Leid, Jammer, Verzweiflung, ich Arme, Gericht, Hölle, Feuerfunken, Gewinsel, Geheil,

⁴⁷ Vom Werten der Dichtung, a. a. O. S. 354.

Tod, Gruft, die Toten; Vorsehung, Erbarmen, Gott, Vater, Kind, Beten, Vaterunser, Geduld, Sakrament, Gewinn, Glauben, Licht, Himmel, Bräutigam, Seligkeit. Es ist das Vokabular der Lutherbibel und des evangelischen Gesangbuches. Und deren Einfluß reicht nun über das Einzelwort weit hinaus. Schon in den rhetorischen Figuren werden Anregungen der Kirchenlieder deutlich, und ganz unverkennbar wird dieser Tatbestand in den Trostreden der Mutter, die Bürger nicht nur aus verschieden stark abgewandelten, sondern auch aus wörtlich aufgenommenen Gesangbuchversen zusammengesetzt hat. Drei solcher Entsprechungen hat Herbert Schöffler entdeckt⁴⁸, sie können soweit vervollständigt werden, daß ein lückenloses Geflecht kontrafaktischer Beziehungen zwischen den Reden der Mutter und den lutherischen Kirchenliedern sichtbar wird⁴⁹.

Schon den Zeitgenossen wurden solche Bezüge deutlich, und Bürgers Freund Cramer nahm in einem Brief an den Lenoren-Dichter vom September 1773 mit einer scherzhaften Parodie die erwartete Kritik vorweg. Manche Mutter, so schrieb er, würde ihr Töchterlein mit den Versen warnen: „Laß fahren Kind sein Lied dahin. Deß hat er nimmermehr Gewinn; Wenn Seel und Leib sich trennen, Wird die Ballad' ihn brennen.“ Gleich nach dem ersten Abdruck der »Lenore« im Göttinger Musenalmanach auf 1774 wurde solcher Einspruch laut; in den ‚Freywilligen Beiträgen zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit‘ unternahm der Consistorialrat Professor Reinhard einen scharfen Angriff auf die ‚Göttingischen Gelehrten Anzeigen‘, in denen eine Rezension des Musenalmanachs erschienen war. Er erklärte: „Die ungeachtet mancher poetischen Schönheiten doch wirklich verabscheuenswürdige Romanze Lenore von Hr. Bürger kritisiert der Recensent zwar in etwas, allein er verstellt den ganzen Gesichtspunkt und das ärgerliche und gottlose darin übergeht er mit Stillschweigen, oder sucht es zu beschönigen. Er sagt: Die Mutter stelle in diesem Liede der Tochter den erhabensten Trost der Religion vor. Fidem vestram Quiritis! Die Strophen, worin dieses vorkommen soll, sind ein so unerträgliches Gespötte mit den ehrwürdigsten Dingen der christlichen Religion, so ein unverzeihlicher Mißbrauch biblischer Ausdrücke und Lehren, daß man sich wundern muß, nicht daß Leute sind, die schlecht genug denken, um dergleichen zu schreiben und solchen Dingen Beyfall zu geben, sondern daß eine so ärgerliche Lieder-Sammlung entweder die Censur passiert ist, oder doch nicht öffentlich gerügt und verboten wird“⁵⁰. Nun, in Wien wurde der

⁴⁸ Bürgers Lenore (Die Sammlung, 2, 1946, S. 6 ff.).

⁴⁹ Vgl. Schöne, DVjs XXVIII, 1954, S. 331 ff.

⁵⁰ Wiederabdruck i. Zeitschr. f. d. ges. luth. Theologie u. Kirche, 32, 1871, S. 461. — Bürger erfuhr durch Cramers Brief vom 7. 3. 74 von dieser Kritik. — Strodtmann druckt im Briefwechsel (I, S. 201) „Rheichard“, merkt an, der undeutlich geschriebene Name

Musenalmanach tatsächlich der »Lenore« wegen beschlagnahmt und verboten, wengleich der eifernde Consistorialrat Reinhard mit seinem Vorwurf lästerlichen Gespöttes die ängstliche Gesangbuchfrömmigkeit der mütterlichen Trostworte wohl nur unzureichend verstanden hatte.

170 Jahre später war Schöffler der erste, der in Reinhard's Sinne nicht mehr „den ganzen Gesichtspunkt“ verstellte. Er kam dabei freilich zu anderen Ergebnissen, nannte die »Lenore« „das alte und doch so selten verstandene Lied vom Zerfall eines Gottesglaubens“ und gründete dieses Urteil nicht auf die Worte der Mutter, sondern auf die Art, in der Bürger das Mädchen die Anklänge und Entlehnungen aus dem lutherischen Gesangbuch verwenden ließ. Daß die Worte „Gott hat an mir nicht wohlgethan!“ eine Antwort auf die aus dem Kirchenlied bezogenen Worte der Mutter sind: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“; daß, in einer Frühfassung, Lenores Aufschrei

Lisch aus, mein Licht! auf ewig aus!
Stirb hin! stirb hin! in Nacht und Graus!
Kein Öl mag Glanz und Leben,
Mag's nimmer wieder geben!

an Verse aus Dreses »Seelenbräutigam« erinnert:

Meines Glaubens Licht laß verlöschen nicht, salbe
mich mit Freudenöle, daß hinfort in meiner
Seele ja verlösche nicht meines Glaubens Licht,

das veranlaßte Schöfflers These vom „Zerfall eines Gottesglaubens“: die Aufbegehrende und mit Gott Hadernde, so meinte er, verdrehe die Worte des Altluthertums ins Negative. Aber Lenore begehrt auf gegen die Trostversuche einer Mutter, die ihrem Schmerz so verständnislos gegenübersteht, daß sie die versteifte Gesangbuchfrömmigkeit ihres „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ in einem Augenblick anbringt, in dem die Tochter dafür wahrhaftig nicht zugänglich sein kann. Lenore hadert wie Hiob, auf den schon ihre wilde Verzweiflungsgebärde am Ende der vierten Strophe deutete. Und der Zusammenhang mit Hiob-Worten ist unverkennbar: „Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin . . . Ich begehre, nicht mehr zu leben. Laß ab von mir, denn meine Tage sind eitel . . . so merkt doch einmal, daß mir Gott unrecht tut, und hat mich mit seinem Jagestrick umgeben“⁵¹.

könne auch „Rheinhard“ oder „Schuchard“ heißen, vermutet aber, daß es sich um den Kapellmeister Joh. Friedr. Reichard handele. Daß der oben genannte Reinhard gemeint war, wird durch das Zitat „verabscheuenswürdige Romanze“ in Cramers Brief sicher.

⁵¹ Job 3, 3; 7, 16; 19, 6.

Schöffler bezog Lenores Wort „Nun fahre Welt und alles hin!“ auf Verse aus Hesses »O Welt, ich muß dich lassen«:

Damit ich fahr von hinnen.
O Welt, tu dich besinnen.

Ihrem Aufschrei „Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!“ glaubte er eine Stelle aus Albinus‘ »Alle Menschen müssen sterben« zugrunde legen zu können:

Jesus ist für mich gestorben,
und sein Tod ist mein Gewinn.

So erkannte er auf Verdrehung und Verlästerung⁵². Aber die Vorbilder dieser beiden gewichtigen Verse finden sich an ganz anderen Stellen des lutherischen Gesangbuches. Lenores „Nun fahre Welt und alles hin!“ entspricht einem Vers aus Schützs »Was mich auf dieser Welt be-
trübt«:

Drum fahr, o Welt,
mit Ehr und Geld
und deiner Wollust hin

und ihr

Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!

weist in Wahrheit auf die zahlreichen, nach Phil. 1, 21 gedichteten Gesangbuchverse, in denen, wie etwa in Leons »Ich hab mich Gott ergeben«, dem Lenoren-Wort entsprechend durchaus der eigene Tod als Gewinn verstanden wird, nicht der des Erlösers:

Der Tod kann mir nicht schaden,
er ist nur mein Gewinn.

Deutlicher noch wird das in Mollers »Ach Gott, wie manches Herzeleid«, wo es heißt:

Wenn ich an dir nicht Freude hätt,
so wollt den Tod ich wünschen her,
ja daß ich nie geboren wär.

Damit aber ist eine entscheidende Einsicht gewonnen. An beiden Stellen werden nicht etwa Worte des Altluthertums durch Lenore lästerlich ins Negative verdreht, sondern vielmehr ganz in ihrer eigentlichen Bedeutung aufgenommen. Nur — sie werden anders bezogen, sie erscheinen als weltliche Kontrafaktur. Denn der, an dem das Mädchen nun keine Freude mehr hat, der, um dessetwillen sie den Tod wünscht und daß sie nie geboren wäre, ist nicht, wie in den Kirchenlied-Modellen, Christus,

⁵² A. a. O. S. 11.

sondern der Geliebte: ist Wilhelm. Ganz deutlich wird dieser Gestaltentausch am Ende des Gesprächs zwischen Mutter und Tochter, in der elften Strophe, die nichts anderes gibt als Lenores wörtliche Rede:

O Mutter! Was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.

Die dritte Zeile lehnt sich an Rambachs »Sei willkommen, Davids Sohn«: „hier, ach hier ist Seligkeit“, und die beiden letzten, die deutlich an die Strophenschlüsse

laß fahren, was auf Erden,
will lieber selig werden

aus Kiels »Herr Gott, nun schleuss den Himmel auf« erinnern, entsprechen in ihrem Gehalt ganz dem 25. Vers des 73. Psalms: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Bedarf es noch einer Verdeutlichung dessen, daß hier nur der Name Wilhelms, nur der fünfte und sechste Vers, in denen Lenore ihre verzweifelte Folgerung aus seinem Tode zieht, im Weg stehen, um die ganze Strophe als gläubiges Bekenntnis zu Christus erscheinen zu lassen⁵³, so mag Allendorfs Vers aus »Mein Herz, ach rede mir nicht drein« ihr gegenübergestellt werden:

Herr Jesu, ohne dich muß mir
die Welt zur Hölle werden;
ich habe, hang ich nur an dir,
den Himmel schon auf Erden.

⁵³ L. Kaim (G. A. Bürgers ‚Lenore‘, in: Weimarer Beiträge II, 1956—I, hier S. 42 f., Anm. 19) zitiert diese Worte aus dem oben (Anm. 33) erwähnten Aufsatz des Vf. und erklärt, es werde in ihm versucht, „den religiösen Protest in der ‚Lenore‘ zum religiösen Bekenntnis umzudeuten, dem Gedicht den plebejisch-rebellischen Charakter zu nehmen und Bürger als gläubigen Christen hinzustellen“. Sie spricht von einem der „Versuche, die progressiven Tendenzen der klassischen deutschen Literatur zu leugnen und klerikal zu verfälschen“ (— während sie selbst, über Schöfflers These vom Glaubenszerfall hinaus, die »Lenore« als religiösen Protest deutet, der sich gegen die feudal-absolutistische Gesellschaftsordnung richte und die bürgerliche Revolution vorbereite). „Man kann“, schreibt sie zur Begründung dieser Kritik, „nicht das Wesentlichste wissentlich übersehen, wenn man ein Gedicht interpretieren möchte, und das Wesentlichste in dieser [oben zitierten, elften] Strophe ist eben, daß Lenore den Menschen Wilhelm an die Stelle Christi gesetzt hat.“ Der kritisierte Aufsatz hat diesen Tatbestand

Es liegt nahe, zu fragen, wie dieser Mann, der an die Tür des Mädchens klopft, um mit ihm in den Tod zu reiten, und an dessen Erscheinung die allein auf das Volkstümliche zielenden Interpretationsversuche scheiterten, denn nun eigentlich zu deuten sei. Die Anregungen, die Bürger, wie man annehmen darf, aus dem niederdeutschen Volkslied empfing, ließen Wilhelm unter zwei Gesichtspunkten sehen. Als der Tote erscheint er dort und als der Liebende, der zum Wiedergänger wird. Beide Wesenszüge blieben ihm erhalten in unserer Ballade, beide aber wurden ausgeweitet durch eine Gleichsetzung mit anderen Gestalten: die des Wiedergänger-Geliebten mit dem auferstandenen Christus, die des Toten mit dem Tod. Beide Verbindungen hat Bürger herstellen und künstlerisch glaubhaft machen können durch den Einschub einer gleichsam nach beiden Seiten vermittelnden Zwischengestalt, die er jeweils der neutestamentlichen Symbolik entnahm. Zwischen den Wiedergänger-Geliebten und Christus schob er den Bräutigam, zwischen den Toten und den Tod den apokalyptischen Reiter. Eine zweifache Dreieinigkeit bestimmt Wilhelms Erscheinung.

Für die Fülle der Gleichungen zwischen Lenoren-Versen und Kirchenliedzeilen haben wir in Bürgers Lebensgeschichte hinreichende äußere Erklärungen gefunden. Als er die Ballade dichtete, hatte er das Theologiestudium in Halle hinter sich, die Schulzeit auf dem Hallenser Königlichen Pädagogium und vor allem die Kindheit im väterlichen Dorfpfarrhaus, aus der uns durch Althofs Bericht eine höchst aufschlußreiche Mitteilung überkommen ist. Der Biograph berichtet nämlich: „Bis in sein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als lesen und schreiben; behielt aber mit großer Leichtigkeit im Gedächtnisse, was er sowohl in der Bibel, als im Gesangbuche las. Er liebte vorzüglich die historischen Bücher, die Psalmen und Propheten, am allermeisten aber die Offenbarung Johannis. Auch aus dem Gesangbuche behielt er viele Lieder, die er einige Male gelesen hatte, auswendig. Seine Lieblingslieder waren: Eine feste Burg ist unser Gott, u. s. w.; O Ewigkeit du Donnerwort, u. w.; Es ist gewißlich an der Zeit, u. w.; und eins, das sich anfang: Du, o schönes Weltgebäude, u. w. Er erinnerte sich noch kurz vor seinem Tode der Begeisterung, zu welcher ihn das erste jener Lieder oft erhoben hatte, und bei einigen Strophen des Liedes: Es ist gewißlich an der Zeit, u. s. w. tön-

aber keineswegs „wissentlich übersehen“, sondern ihn ebenso deutlich formuliert wie L. K. selbst, die das von dort Übernommene als ihre eigene Gegenthese hinstellt. Was sie angreift, ist in Wahrheit ein von ihr selber zurechtgefälschtes Paradebeispiel bürgerlich-reaktionärer Literaturwissenschaft. — Diese (in L. Kaim-Kloock: G. A. Bürger, Berlin-Ost 1963, S. 343 wiederholte) Äußerung hat dann E. Sträuble — ohne Quellenangabe und Quellenkritik — nahezu wörtlich abgeschrieben: der Vf. „versucht, die ‚Lenore‘ zu einem religiösen Bekenntnis umzudeuten und Bürger als unerschütterlich gläubigen Christen hinzustellen.“ (A. a. O. S. 107, Anm. 18.) ?

wie er sagte, schon damals ganz dumpf die Saiten seiner Seele, welche nachher ausgeklungen haben.“ (B 431) Dieses Lied von Bartholomäus Ringwaldt, das Althof nennt, gibt hinsichtlich der Frage, welche Stelle schon die Phantasie des Jungen so nachhaltig angerührt haben könnte, durchaus kein Rätsel auf. Nichts anderes kann dafür in Betracht kommen, als die Verse:

Posaunen wird man hören gehn
an aller Welten Ende,
darauf bald werden auferstehn
all Toten gar behende;
die aber noch das Leben habn,
die wird der Herr von Stunden an
verwandeln und verneuen.

Bestärkt durch die Tatsache, daß diese Strophe ganz das gleiche Metrum trägt, das der für solche Formfragen höchst empfängliche und empfindliche Dichter der »Lenore« zugrunde legte — allein mit dem Unterschied der bei Ringwaldt fehlenden achten Zeile —, geht man gewiß nicht fehl in der Vermutung, daß Bürger mit seiner von Althof berichteten Äußerung einerseits die angeführte Kirchenliedstrophe, andererseits aber die »Lenore« im Auge hatte. Denn eben hier haben jene Saiten „ausgeklungen“, die einst das Auferstehungslied in der Seele des Knaben anrührte: eben hier geht es um Tod und „gar behende“ Wiederkehr, um Sterben und Auferstehung und um die gespenstische ‚Verwandlung‘ und ‚Verneuerung‘ der Lebenden.

Des Mädchens wilder Schmerz um Wilhelms Tod greift über den Einzelfall hinaus, wird zum Klageruf über den Tod selbst und zur Verzweiflung an der Auferstehung, denn

Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben.

Sie klagt, wie die Frauen am Grabe Christi klagen: um den, der gestorben ist und begraben. Ohne ihn mag sie weder im Himmel noch auf Erden selig werden, denn allein durch ihn ist Seligkeit, ohne ihn die Hölle. Schon die Mutter hatte den Bräutigam Wilhelm und den Seelenbräutigam Christus gegeneinander gesetzt. Jetzt vollzieht sich in der nächtlichen Ankunft des Mannes, an dessen Rückkehr ins Leben das Mädchen nicht mehr geglaubt hatte, um dessetwillen die törichte Jungfrau mutwillig ihr Licht auslöschen wollte, die Verbindung zwischen Wiedergänger und Auferstandenen. Bei Nacht kommt der Bräutigam zur Hochzeit und sieht zu, ob die Braut schläft oder wacht. Bei den Evangelisten lauten die entsprechenden Verse: „Da nun der Bräutigam verzog [ausblieb], wurden sie alle schläfrig, und entschliefen. Zur Mitternacht aber ward ein Ge-

schrei: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen! ... Die törichten aber sprachen zu den klugen [Jungfrauen]: Gebt uns von eurem Öle, denn unsre Lampen verlöschen.“ (Matth. 25, 5 ff.) „Lasset eure Lenden umgürtet sein, und eure Lichter brennen; Und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten, wann er aufbrechen wird von der [zur] Hochzeit, auf daß, wann er kommt, und anklopft, sie ihm alsbald auftun.“ (Luc. 12, 35 f.) Und Lenore, auch wenn sie ihr Licht verlöschte, ist gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten:

Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?

Die Strophe aus Hermans Sterbelied »Wenn mein Stündlein vorhanden ist« wird, auch ohne daß wörtliche Anklänge aufträten, in jeder einzelnen Zeile zum genau zutreffenden Ausdruck von Lenores Denken und Handeln:

Weil du vom Tod erstanden bist
werd ich im Grab nicht bleiben;
mein höchster Trost dein Auffahrt ist,
Tods Furcht kann sie vertreiben;
denn wo du bist, da komm ich hin,
daß ich stets bei dir leb und bin,
drum fahr ich hin mit Freuden.

Mit Wilhelms „Auffahrt“ setzen die Lautmalereien ein, die sich nun bis ans Ende der Ballade ziehen. Als stilistisches Mittel sind sie dem Bereich des Geisterhaft-Gespentischen, der Erscheinung des Toten zugeordnet. Die Worte „es klirrt der Sporn“ hat Bürger gegen den Einwurf der Göttinger Freunde verteidigt: „Mann muß sich in den Spornen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen“⁵⁴ — der Tote steht unter unheimlichen, außermenschlichen Zwängen. Mit dem Vers „Ich darf allhier nicht hausen“ bricht in seine Rede zum ersten Male das Grauenhaft-Geheimnisvolle seiner Existenz ein, dessen Deutlichkeit sich durch die Zeilen

Wir und die Toten reiten schnell.

Hurra! die Toten reiten schnell!

Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle

immer mehr steigert, bis es sich im „gräßlich Wunder“ des Endes offenbart. Die Grenze zwischen Leben und Tod scheidet die Bereiche, aus denen

⁵⁴ Brief an Boie, 20. 9. 73.

Lenore und Wilhelm zueinander reden; dieses unheimliche Gespräch zwischen der Lebenden und dem Toten, das mit dem Anklopfen des Bräutigams an die Tür beginnt und dann den ganzen Ritt begleitet, bleibt in grauenhaft ironische Mißverständnisse verstrickt. Sie will den Geliebten zu sich hereinholen, fragt nach seinem Kämmerlein, nach dem Hochzeitsbettchen — er, der nur um Mitternacht satteln darf, meint allein das Hochzeitsbett des Grabes, nach dem es ihn verlangt. Und ihre bedingungslose Liebe erliegt dem Trug und folgt ihm nach zu dem nächtlichen Ritt.

Dreimal ist die Reiterstrophe gesetzt, deren gleichlautende zweite Hälfte auf das Volkslied-Vorbild verweist. Und immer wilder wird dieser Ritt, immer rasender, immer dämonisch-übermenschlicher. Anger, Heide und Land, die rechts und links an den beiden vorüberfliegen; Brücken, die unter dem Hufschlag donnern — das bleibt noch ganz der Wirklichkeit verbunden. Aber schon wenn in der zweiten Reiterstrophe rechts und links die Gebirge fliegen, geht es über das Menschliche hinaus, steigt hinter der Gestalt des Toten, der auf seinem wilden Roß dahinstürzt, das Bild des apokalyptischen Reiters auf, der über die Erde jagt. Die dritte Strophe weitet diese schreckensvolle, großartige Szene ins Kosmische aus: der Himmel und die Erde fliegen mit auf dem unerhörten Ritte. „Ist ein Ritt, wo einem deücht, daß das ganze Firmament mit allen Sternen oben überhin fliegt, nicht eine Shakespearsche Idee? — Das merkwürdigste ist, daß ich diese Strophe im eigentlichsten WortVerstande geträumt habe“, schreibt Bürger an die Grafen Stolberg⁵⁵. Als apokalyptische Vision erscheint hier die Darstellung. Der unheimliche Sog des Rites reißt das windige Gesindel am Hochgericht, diesen höllischen Geisterschwarm, mit sich fort; „Er liebte“, schrieb Althof, „am allermeisten aber die Offenbarung Johannis“: „siehe, ein fahl Pferd; und der drauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach“ (Apoc. 6, 8). Aber nicht nur der Geisterschwarm, auch der Leichenzug mit Küster und Pfaff, der eben noch den Vers aus dem Begräbnisliede sang: „Laßt uns den Leib begraben“, selbst das Wirkliche und Lebendige folgt dem magischen, verwandelnden Anruf des apokalyptischen Reiters; „bei einigen Strophen“, schrieb Althof, „tönten, wie er sagte, schon damals ganz dumpf die Saiten seiner Seele, welche nachher ausgeklungen haben“:

die aber noch das Leben habn,
die wird der Herr von Stunden an
verwandeln und verneuen.

Schon durch das Bild der flatternden Raben, schon durch den Vergleich des Grabgesangs mit dem Unkenruf ist die Trauergemeinde einbezogen in die Unheimlichkeit dieser Nacht, in der die Geister unterwegs sind. Doch erst bei der Begegnung mit dem Reiter verstummt ihr Gesang, verschwindet

⁵⁵ Brief von Ende Sept. 73.

die Totenbahre, fallen die Verbindungen zur Lebenswirklichkeit, und wie durch einen Zauberschlag springt der Leichenzug aus der menschlichen Existenz in den gespenstischen Wirbel hinüber, wird schrecklich ‚verwandelt und verneut‘ in den wilden Geisterschwarm, der dem Reiter Tod gehorsam folgt. So endet der Ritt bei den Gräbern.

Noch einmal stellen Wilhelms Worte: „Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!“ die untergründige Verbindung zu Christus her, zu seinem: Es ist vollbracht. Dann fällt die Hülle von ihm ab, Stundenglas und Hippe werden sichtbar, sein wahres Wesen offenbart sich dem grauenhaft irreführten Mädchen. Die Dreieinigkeit von heimkehrendem Geliebten, von Bräutigam, von auferstandenem Christus erweist sich als schrecklicher Trug; eine andere Dreiheit ist an ihre Stelle getreten: der Geliebte ist ein Toter, der vermeintliche Bräutigam der apokalyptische Reiter, nicht Christus ist Lenore gefolgt, sondern dem Tode. Das „gräßliche Wunder“ der Offenbarung des Todes widerspricht dem seligen Wunder der Verklärung des lebendigen Erlösers; die unter Geheul und Gewinsel sich vollziehende Abfahrt in die Tiefe scheidet sich von seiner Auffahrt gen Himmel⁵⁶. Von hier aus können die Verse

Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben

nicht mehr so verstanden werden, als ginge es um ihr irdisches Weiterleben, denn schon nach dem Wortlaut der Schlußstrophe, „Des Leibes bist du ledig“, ist unmißverständlich der leibliche Tod ihr Teil. Tod und Leben, zwischen denen ihr Herz ringt — die Bedeutung dieser Worte folgt dem Sprachgebrauch des Kirchenliedes:

Wie oft bist du in große Not
durch eignen Willen kommen,
da dein verblendter Sinn den Tod
fürs Leben angenommen,

heißt es in Paul Gerhards »Du bist ein Mensch, das weißt du wohl«. Diese Verse aber treffen genau das, was man als die „Lästerung“, als den „Frevel“ Lenores bezeichnet hat und was doch letzten Endes als ein Verfehlen einsichtig wird. Der himmlische Bräutigam ihrer Seele, dessen Züge das Bild des Geliebten angenommen hatte, als der Unbedingtheit ihrer Liebe nur noch die christlichen Vorstellungsformen und die gläubige Leidenschaft zu Nachfolge und Hingabe genügten, er ist es, der spricht: ich bin die Auferstehung und das Leben. Der Tote aber, der apokalyptische Reiter mit Stundenglas und Hippe, dem Lenore in Wahrheit

⁵⁶ Dazu W. Wackernagel: „Ja zuletzt ist es (und wir können nicht umhin diese Wendung als geschmacklos zu bezeichnen . . .), zuletzt ist es nicht einmal der Geliebte, sondern der Tod selbst, der sich in Wilhelms Leib nur gekleidet hat, der Tod, in den dieser sich gleichsam verklärt“ (a. a. O. S. 424).

gefolgt war, spricht, dem Seelenbräutigam antwortend: ich bin die Grabfahrt und der Tod. Zwischen diesem Tod und diesem Leben, zwischen Hölle und Seligkeit ringt Lenores Herz — dem antwortet der letzte Vers der Ballade: „Gott sei der Seele gnädig!“, der den Strophenschlüssen in Löschers »O König, dessen Majestät« entspricht, welche lauten: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Kontrafaktische Säkularisation schafft so die hintergründige Gewalt des Gedichtes; aus dem Bereich christlichen Sprechens und dem Bilderschatz der religiösen Texte stammt das Überwirkliche, Grauerregende, Wunderbare, Inkommensurable, das in Bürgers Versen lebt. A. W. Schlegel hat — als er in seinem Bürger-Aufsatz die Gleichsetzung der vom Dichter postulierten Popularität mit einer vollkommenen Einsichtigkeit angriff — von solchen Bezügen manches gespürt; er schrieb, daß die Poesie aus den Tiefen des Unbegreiflichen hervorgehe und dieses Unbegreifliche niemals völlig auflösen wolle. Beispiele wahrer Popularität entdeckte er so in der Bibel und dem alten Kirchenlied — weil in ihnen etwas lebe, was „das Gemüth plötzlich trifft, und es in die Mitte desjenigen versetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nicht zugänglich werden würde. Mit einem Wort, wer für das Volk etwas schreiben will, das über dessen irdische Bedürfnisse hinausgehen soll, darf in der weißen Magie, oder in der Kunst der Offenbarung durch Wort und Zeichen, nicht unerfahren seyn.“ (B 507)

Auch für den Dichter der »Lenore« gaben die Bibel und das Kirchenlied Beispiele wahrer Popularität — ja, sie wurden Ursprung und Quelle seiner „weißen Magie“. Dabei bleibt es unerheblich, ob diese Übertragungen in seiner bewußten Absicht lagen oder nicht. Das Zustandekommene allein ist maßgeblich und leidet keine Einbuße, wenn offenbar Ungewolltes und Unbewußtes zum Gelingen beitrug. Aber Bürgers eigener, von Althof übermittelter Hinweis auf das Ringwaldtsche Lied gibt, neben den weniger deutlichen Zeugnissen, die wir angeführt haben, doch Anlaß zu der Vermutung, daß jene Transpositionen hier die Schwelle des Unbewußten überschritten haben. Und in den »Fragmenten und Herzensergießungen über Poesie und Kunst« hat er später hinter die Geschehnisse in der »Lenore« noch einmal ausdrücklich das Geheimnis der christlichen Mysterien gestellt. „Wie viel soll man nun von euerm Glauben an Religions-Geheimnisse halten“, schreibt er »Zur Beherzigung an die Philosophunculos«, „wenn ihr die anderen, weil ihr sie nicht verstehet, für Undinge anbetet? Warum sollen euch die Gestalten abgeschiedener Menschen oder überirdischer Wesen nicht erscheinen können, da ihr an die Fortdauer der Seelen der ersten, und Wiederauferweckung ihrer Leiber glaubet? Warum soll es keine Wirkungen aus Ursachen geben, deren Zusammenhang nicht in einer dicken

schweren Hemmkette oder einem Ankerseile euern groben Sinnen betastbar ist?“ (B 323)

Das „Lied vom Zerfall eines Gottesglaubens“ hatte Schöffler in der Ballade gesehen, „denn er [Bürger] glaubte das ganze Zeug nicht mehr.“ Wie sehr diese Deutung den eigentlichen, entscheidenden Sachverhalt stellt, ist einsichtig geworden⁵⁷. Was aber ihre biographische Begründung betrifft, so ist auch hier über Glaubensfragen schwer zu entscheiden. Es gibt Zeugnisse, die anders urteilen lassen. Wenn Bürger seinem Verleger Dieterich schreibt: „Glaube doch, deine Tochter und wir alle sind in Gottes Hand. Ist es ihr und dein Gewinn, so sey fest überzeugt, daß du sie behältst, das Lebensfünkchen mag auch jetzt noch so schwach glimmen. Nimmt sie dir aber Gott weg, nun so kannst du auch sicher glauben, daß es weder zu ihrem noch deinem und der Deinigen Besten gereichte, noch länger zu leben. Du kennst mich wohl keineswegs als einen Kopfhänger und Andächtler. Aber desto sicherer kannst du mir zutrauen, daß ich an die obige Wahrheit fest und männlich glaube“ (30.7.82), so bekennt er sich ja, entgegen Schöfflers Behauptung, ganz zu der gleichen „Wahrheit“, die den Reden der Lenoren-Mutter zugrunde liegt. Gewiß sind ihre Worte kein Bekenntnis des Dichters. Diese Kontrafaktur (und das gilt für kontrafaktische Gestaltung überhaupt) setzt einerseits zwar die völlige Auflösung der Kodifikation voraus, beruht aber andererseits gerade darauf, daß die Bedeutungskraft und Vorbildlichkeit des religiösen Bereiches erhalten bleibt, denn nur dann vermag das Kunstwerk aus ihm die eigene Steigerung und Vertiefung zu gewinnen. Es ist überaus bezeichnend für diesen Sachverhalt, wenn Bürger am 18. Februar 1774, ein Jahr also nach der Entstehung seiner »Lenore«, über Dorette Leonhart an Gleim schreibt: „Die Welt hat für mich . . . nur zwei Theile, den, wo Sie ist, und den, wo Sie nicht ist. Jener ist der himmlische Freüdensaal und dieser das dunkle Jammerthal.“ Denn hier wird ganz der gleiche Übertragungsvorgang deutlich, der die Worte der Lenore bestimmt. Und geradezu beklemmend erscheint diese biographische Kontrafaktur der eigenen Dichtung, wenn er zwei Monate nach dem Tode Mollys an Boie das große Bekenntnis seiner Liebe zu der Verstorbenen schreibt und darin zweimal die Worte der Lenore gleichsam zitiert: „hin ist ja nun hin! Verlohren ist verlohren!“ (16.3.1786).

Aber der Balladendichter war kein „Kopfhänger und Andächtler“, ihm war die „AlltagsleyerMelodey“ durchaus nicht mehr das Wichtigste, und in dem „innren Seelenstückchen“ seiner »Lenore« ging es ihm weder um die Erhaltung des alten Gottesglaubens noch um seinen Zerfall, sondern vielmehr darum, daß die kirchlich-dogmatische Versicherung, wie sie in der versteiften Gesangbuchsfrömmigkeit der Mutter vertreten ist, nicht

⁵⁷ Vgl. dazu S. 295 ff.

mehr ausreicht, den unendlichen Schmerz des liebenden Mädchens um den Verlust des Geliebten zu stillen; darum, daß die Gewalt ihrer Leidenschaft alle Inbrunst, die der Christ auf den Erlöser richtet, alle Klage, mit der er seinen Tod beweint, alle Freude, mit der er seine Auferstehung und Verklärung feiert, alle an Christus gebundene Gewißheit um Seligkeit oder Verdammnis nun auf den Geliebten wirft. Denn aus dieser Umsetzung bezieht seine Ballade ihre eigentliche Kraft. Nicht Glaubenszerfall ist hier gedichtet, sondern jene Unbedingtheit der Liebe, die in tragische Verfehlung stürzt, die in dem Toten den heimkehrenden Lebenden, im apokalyptischen Reiter den Bräutigam, der sie zur Hochzeit führt, im Tod das Leben und die Seligkeit zu finden glaubt. Auch darin mag man noch eine Gotteslästerung sehen — aber es wäre nicht die, welche Wackernagel als Grundidee des Gedichtes feststellen wollte, sondern die gleiche, deren Bürger sich auch seinem Brief über Molly schuldig machte und die er zeitlebens ohne Scheu begangen hat: die der Verwendung des heiligen Wortes für eine weltliche Sache.